

Die letzten Jahre der Jazidi im Jebel Sinjar

Auf geographischer Erkundungsreise im haschemitischen Königreich Irak

von

EUGEN WIRTH

mit 1 Karte und 40 Abbildungen

Vorbemerkung

Vom 30.4. bis 27.9.1998 wurde im Museum für Völkerkunde Wien, Neue Burg/Heldenplatz, eine Sonderausstellung „Jazidi – die ‘Teufelsanbeter’ vom Jebel Sinjar, Irak“ gezeigt. Kern der Ausstellung waren großformatige Abzüge von Photos, die der Verfasser E.W. im Sommer 1953 bei seiner ersten Forschungsreise in den Irak aufgenommen hatte. Von ihm stammten auch die erläuternden landeskundlichen Texte. Da die Jazidi vor etwa 25 Jahren in einer Massendeportation zwangsumgesiedelt wurden, dokumentierten die Exponate eine unwiderruflich zerstörte traditionelle Kultur im Orient.

Ein Bericht des Verf. über seine damalige Reise ist im Ausstellungskatalog leider nur mit erheblichen Kürzungen abgedruckt worden. Das einleitende Referat bei der Ausstellungseröffnung, in dem E.W. von den Schwierigkeiten und Möglichkeiten beim Photographieren im Umfeld einer fremden, ganz anders gearteten Kultur erzählte, ist überhaupt nicht dokumentiert. Deshalb soll nachfolgend von beidem eine ungekürzte und stellenweise ergänzte Fassung vorgelegt werden. Sie stützt sich in ihren landeskundlichen Kernaussagen auf die seinerzeitigen Eintragungen im Reisetagebuch; passagenweise ist sie als Erlebnisbericht aber auch recht persönlich gefärbt. Im Jahre 1953 war ja die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und die erste Nachkriegszeit allenthalben noch sehr lebendig gewesen.

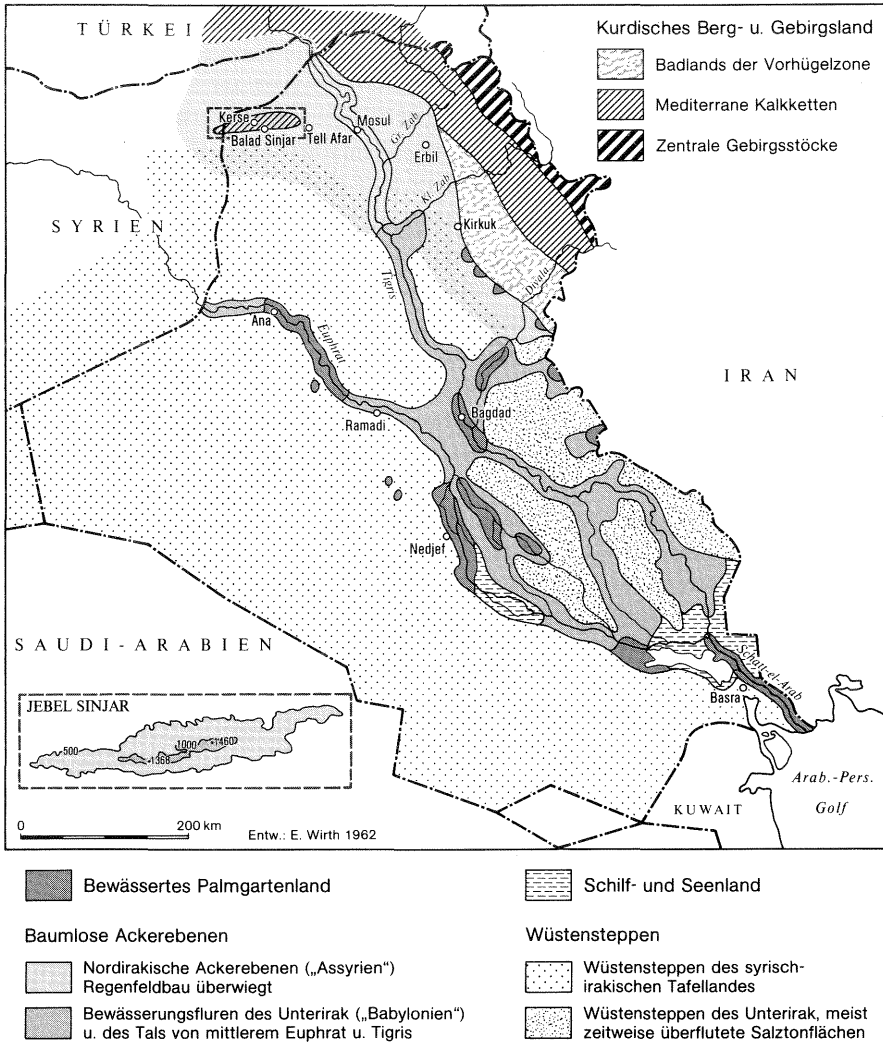
Als ich im Jahre 1952 meinen einjährigen Forschungsaufenthalt im Irak vorbereitete, da stieß ich in der Literatur vereinzelt auf Hinweise, die mich neugierig machten: Im Norden des Landes würde inmitten von Wüstensteppen ein isolierter Bergzug liegen, der sich nicht nur morphologisch markant von seiner Umgebung abhebt – der Jebel Sinjar. „Dieses Gebirge ist der geheimnisvollste Teil Mesopotamiens, denn es ist der Adlerhorst der mystischen Sekte der Jesiden, die im Begriff steht, den langsamen Tod all jener kleinen Sekten des Morgenlandes zu sterben“, schrieb z.B. Ewald BANSE (1919, S. 262). Austen Henry LAYARD, der dem Jebel Sinjar schon vor etwa 150 Jahren einen kurzen Besuch abstatten konnte, rühmte in seinem Reisebericht die dort wohnenden Jazidi als seßhafte Bergbauern, die ganz anders seien als die arabischen und kurdischen Fellachen und Halbnomaden des übrigen Mesopotamien: Sie legten besonderen Wert auf peinliche Sauberkeit des Körpers und der Kleidung, ihre Häuser seien makellos weiß getüncht, und die sorgsam gepflegten Ackerfluren und Baumhaine zeugten von hohem agrartechnischen Know-how und außergewöhnli-

chem Fleiß. Da sie aber nicht als Muslime, sondern als ungläubige Heiden galten, wurden sie immer wieder Opfer von Raubzügen sowohl regulärer osmanischer Truppenkontingente als auch marodierender kurdischer Stammesverbände:

„Da man nun die Jezidi als nicht ‘Besitzer eines Buches’ betrachtete, so sind sie seit Jahrhunderten der Verfolgung von Seiten der Mohammedaner ausgesetzt gewesen. Aus ihnen sind die Harems der Türken des Südens rekrutiert worden. Alljährlich machten die Gouverneure der Provinzen Expeditionen in ihre Districte. Während Männer und Weiber unbarmherzig hingeschlachtet wurden, schleppte man Kinder beiderlei Geschlechts fort, und stellte sie in den vorzüglichsten Städten zum Verkauf aus. Die jährlichen Menschenjagden waren für Beder Khan Bey eine Quelle von Einkünften, und es war Gebrauch bei den Pascha’s von Bagdad und Mosul, die irregulären Truppen auf die unglücklichen Jezidi loszulassen, als eine Art, um ihre Forderungen wegen rückständigen Soldes zu befriedigen. ... Daher war es denn auch nichts unnatürliches, daß die Jedizi jede sich bietende Gelegenheit benutzten, sich an ihren Unterdrückern zu rächen. Sie bildeten Banden, und waren lange Zeit der Schrecken des Landes. Kein Muselman, der in ihre Hände fiel, wurde geschont. Karawanen wurden geplündert und Kaufleute mitleidslos ermordet“ (A.H. LAYARD bei W. MEISSNER 1852, S. 120). Solche Informationen sind für einen jungen Geographen, der fremde Länder und ferne Welten kennenlernen will, Verlockung und Herausforderung zugleich. Damit stand für mich der Jebel Sinjar von Anbeginn als wichtiger Punkt auf dem Programm der zu besuchenden Landschaften des Irak.

Meine Reise in den Jebel Sinjar begann mit einigen Schwierigkeiten, und es war gar nicht so leicht, dorthin zu gelangen. Die erste Hälfte des Jahres 1953 hatte ich im Bewässerungstiefland des Unterirak gearbeitet – in schmierigem Lehm und Salzstaub, mit sengender Sonne an den schwül-heißen Tagen und Myriaden von Moskitos des Nachts sowie mit ärmlichen, ungepflegten Siedlungen aus braunem, rissigem Lehm. Am 13. Juli 1953 fuhr ich dann von Bagdad an den mittleren Euphrat bei Ana und Rawa, für meinen damaligen Kenntnisstand eine der urtümlichsten Landschaften des Irak.

So hatte ich mir schon immer eine Stromoase vorgestellt: In einer 200 km langen Engstrecke konnte sich der Euphrat kräftig eintiefen. Angesichts eines schmalen, vielfach mäandrierenden Talverlaufs finden sich überall dort, wo es das Relief erlaubt, in Talweitungen oder an Gleithängen Palmenhaine und kleinere Siedlungen. Die Bewässerung dieser Obstbaum- und Gemüsekulturen erfolgt durch die „naurs“ – riesige altertümliche Wasserschöpfpräder mit einem Durchmesser von oft mehr als zehn Metern, die in altüberlieferter Handwerkstradition ohne Verwendung auch nur des kleinsten Stückchens Eisen gebaut werden. Sie drehen sich, von der Strömung des Euphrat angetrieben, mal langsam, mal schneller, und erzeugen dabei ein seltsam knarrendes oder ächzendes Geräusch. Hier agrargeographisch zu arbeiten machte Spaß, und bei einer Luftfeuchtigkeit von nur 15-20 % ließen sich auch die Tagestemperaturen von 45 bis 48°C gut ertragen. Hauptsache, man hatte genug zu trinken mit dabei.



Der Jebel Sinjar im Landschaftsgefüge des Irak

Am 19. Juli wollte ich dann weiter – von Rawa am mittleren Euphrat nach Mosul am mittleren Tigris, und dabei einen Abstecher in den Jebel Sinjar einschalten. Mit den Beförderungsmöglichkeiten dorthin sah es aber düster aus. Wer fuhr damals schon vom Euphrat nach Norden, quer durch die Wüstensteppe der Jezire, an den Tigris? Von Ana will man stromab nach Bagdad und in den Unterirak, oder stromauf nach Syrien, aber doch nicht in die öde, menschenleere Gips-Wüste der Jezire – was sollte man dort auch suchen?

So verkehrten nach Norden keinerlei Sammeltaxis und keine Busse; für mich allein einen der wenigen in Ana stationierten Straßenkreuzerveteranen als Taxi zu mieten, hätte meine finanziellen Möglichkeiten bei weitem überstiegen. Da wurde ich glücklicherweise am Vorabend auf einen Bauern aufmerksam gemacht, der mit seinem noch einigermaßen fahrtauglichen Lastkraftwagen, Baujahr 1939, eine Ladung Melonen von Rawa nach Mosul bringen wollte. Rasch wurden wir handelseinig, und am frühen Morgen des 19. Juli ging es mit schepperndem Motor los, von Rawa auf einer nur selten befahrenen Piste nach Norden. Bis zum Jebel Sinjar waren es etwa 250 km, und ich hoffte, im Laufe des Nachmittags dort anzukommen.

Die ersten hundert Kilometer holperte unser Lastkraftwagen mit einigen Mühen und mit häufigem Halt zum Nachfüllen von Kühlerwasser über die Piste. Die fast tischebene Wüstensteppentafel war menschen- und siedlungsleer. Gelegentlich scheuchten wir ein Gazellenpärchen auf, das dann in eleganten Sprüngen flüchtete. Dabei bot jeweils das Männchen in ritterlicher Weise dem Weibchen Schutz, indem es immer auf der unserem Auto zugewandten Seite verblieb und so die Gefährtin abschirmte. Doch plötzlich gab es ein eigenartig schrilles Geräusch unter der Motorhaube, und unser Fahrzeug blieb stehen. Der Fahrer vermutete einen Defekt im Getriebe, und nach einigem Überlegen begann er, den Motor auseinanderzunehmen. Da und dort durfte ich ihm dabei sogar helfen. Anschließend legte er das Getriebe frei und betrachtete sich andächtig den Schaden. Er klopfte mit seinem Hammer herum, nahm Zahnräder heraus, setzte sie in augenscheinlich etwas veränderter Anordnung wieder ein, und es sah so aus, als ob er immer wieder auch angestrengt nachdächte. Mittlerweile war es früher Nachmittag geworden, und ich bereitete mich schon auf eine wenig komfortable Nacht in der Wüste vor. An Essen und Trinken hatten wir zwar nur eine Tagesration mit dabei; die Melonen auf der Ladefläche des Lkw hätten uns aber auf jeden Fall vor dem Verhungern und Verdursten bewahrt.

Doch es geschahen Zeichen und Wunder: Als der Motor in bedächtiger Arbeit wieder zusammenmontiert war, sprang er nach einigen vergeblichen Versuchen an, und die ersten drei Gänge konnten bei kräftigem Ziehen bzw. Drücken wieder geschaltet werden. Abstecher oder Umwege konnten wir uns jetzt natürlich nicht mehr leisten, und auch das Fahrtziel Mosul war nicht mehr zu erreichen. Immerhin kamen wir nach Einbruch der Dunkelheit noch bis Tell Afar, einer kleinen Bezirkshauptstadt zwischen Mosul und dem Jebel Sinjar, die überwiegend von Turkmenen bewohnt war. Hier verabschiedeten wir uns dann: Die Melonen fuhren am nächsten Morgen direkt nach Mosul weiter, während ich mit einem Sammeltaxi in entgegengesetzter Richtung nach Balad Sinjar wollte.

In Tell Afar verbrachte ich die Nacht bei einer Tankstelle. Man riet mir dringend ab, mich bei der dortigen Polizei oder Kreisverwaltung sehen zu lassen; für Ausländer sei es nämlich streng verboten, den Jebel Sinjar zu besuchen. Die Kontrolle über den Zugang zum Gebirge oblag ohnehin nicht der Polizei, sondern dem

Beduinestamm der Schammar. Dieser hatte das Nutzungsrecht über die Weidegründe der Jezire, die sich allseits um den Jebel Sinjar herum erstreckten, und in gewisser Hinsicht sei ihm wohl auch so etwas wie die Polizeigewalt übertragen. Am besten wäre es wohl, den obersten Scheich der Schammar, Ahmed al-^cAgil aufzusuchen und ihm mein Anliegen vorzutragen. Er sei gerade für einige Tage nicht draußen im Zelt beim Stamm, sondern in seinem Stadthaus in Balad Sinjar. So könne ich ihn gut erreichen.

Daß die Wüstensteppen und Trockensteppen der Jezire rings um den Jebel Sinjar herum Territorium der Schammar sind, war mir schon am Vortage klar geworden: Bei der Weiterfahrt nach unserer Getriebereparatur in Richtung Norden kamen wir allmählich in etwas niederschlagsreichere Gefilde mit dichter Vegetation. Hier fanden im Jahre 1953 selbst Mitte Juli Herdentiere noch ausreichend Futter. Je mehr wir uns dem Jebel näherten, umso häufiger stießen wir auf Gruppen von drei bis acht Zelten für einen Familienverband. In deren weiterem Umkreis weideten kleine Herden von etwa 50 bis 100 Kamelen oder 200 bis 300 Schafen.

Allmählich ging dann die Wüstensteppe in Trockensteppe über, und wir kamen an Parzellen vorbei, wo das Steppenland umgebrochen und mit Weizen bestellt war. Die Schammar haben den Getreideanbau auf diesen besser berechneten Weidegründen in modernen Großbetrieben organisiert: Quadratische oder rechteckige Riesenparzellen mit Seitenlängen von ein bis zwei Kilometern wurden mit modernen Motorpflügen, Drillmaschinen und Mähreschern bewirtschaftet. Einige kleinere Fraktionen des Stammes waren im Bereich solcher Getreidefluren auch schon in einfachen und schmucklosen Lehmhüttdörfern sesshaft geworden.

Doch nun zum weiteren Tagesablauf des 20. Juli 1953: Ich suchte mir in Tell Afar ein Sammeltaxi mit einem Schammar als Fahrer und ließ mich von ihm gleich zum Haus von Scheich Ahmed al-^cAgil in Balad Sinjar bringen. Eine halbe Stunde mußte ich zusammen mit einigen Beduinen in einem größeren Vor-Warteraum ausharren, nachdem ich meine Visitenkarte abgegeben hatte. Dann führte man mich in ein kleineres, aber besser ausgestattetes Wartezimmer und bot mir einen Tee an. Nach einer weiteren halben Stunde öffnete sich die Tür, und Scheich Ahmed al-^cAgil kam persönlich herein. Zunächst wollte ich meinen Augen kaum trauen: In den vergangenen sechs Monaten hatte ich bei den schon seit längerer Zeit sesshaften Stämmen im Unterirak nur Scheichs kennengelernt, die weder lesen noch schreiben konnten, die meist wohlbeleibt, um nicht zu sagen fett waren, und die ihre Untertanen fast wie Sklaven behandelten. So war ich völlig verblüfft, einen jungen, drahtigen und schlanken Mann mit gut geschnittenem, kühnem Gesicht auf mich zugehen zu sehen, der ein fast akzentfreies Englisch sprach. Scheich Ahmed hatte mehrere Jahre lang in England studiert und sich dort intensiv mit modernen Methoden von Ackerbau und Viehhaltung befaßt. Nach der Rückkehr bemühte er sich nun darum, seine Beduinen mit fortschrittlichen Bewirtschaftungsmethoden vertraut zu machen und ihnen damit zu höheren Erträgen der Weidegründe und zu einem besseren Leben zu verhelfen.

Ungeachtet seines mehrjährigen Studienaufenthalts in England hatte Scheich Ahmed noch nie einen Deutschen gesehen, und nolens volens wurde ich damit für ihn schon deshalb zu einer Attraktion. Als er dann von mir hörte, daß ich während des Zweiten Weltkriegs als Leutnant und Führer einer Schwere Haubitzenbatterie an der Ostfront kämpfte und nach schwerer Verwundung in russische Gefangenschaft geriet, wurde ich für ihn als Zeitzeuge und Chronist noch interessanter. Doch zunächst wollte es ihm nicht so recht einleuchten, daß ich mich als Geograph mit Landwirtschaft, Bewässerungstechniken und Lehmhüttenbau befaßte, statt im Gelände zu vermessen und Landkarten zu zeichnen. Anschließend unterhielten wir uns sehr angeregt über Probleme der Landwirtschaft im Irak, und er hörte aufmerksam zu, als ich ihm ausführlich von meinen Erfahrungen beim Studium der Bewässerungswirtschaft im Unterirak berichtete. Dann mußte ich erst einmal zur Sache kommen, und ich trug mein Anliegen vor. Ja, natürlich dürfe ich als sein persönlicher Gast für einige Tage im Jebel Sinjar verweilen, und er wolle mir als Führer und Begleiter auch einen seiner Leute mitgeben. Ich solle mir jetzt für den Rest des Tages auf eigene Faust die interessante Stadt Balad Sinjar mit ihren römischen und islamischen Ruinen ansehen und zum Abendessen wieder zu ihm kommen.

Das ist ein langer Abend mit reichlich Essen und viel Erzählen geworden! Ich mußte viel von der deutschen Wehrmacht und den Kämpfen an der Ostfront berichten, und von den deutschen Armeeführern und Feldmarschällen; ein gutes halbes Dutzend kannte er namentlich, und er meinte, Generaloberst Guderian müsse doch Armenier sein, weil sein Name auf „...ian“ endete. Auch war Ahmed der festen Überzeugung, daß Hitler noch lebe. Viele Deutsche wüßten das, aber sein Versteck würden sie nicht verraten. Später fragte er mich mehrmals, warum und wieso Deutschland nach der totalen Niederlage und bedingungslosen Kapitulation 1945 so rasch mit dem Wiederaufbau beginnen konnte, und warum es jetzt zwei Deutschland gäbe, eines im Westen und eines im Osten. Haben das die Russen oder die Amerikaner so gewollt? Die Engländer hätten ihm das nie so richtig erklären können. Schließlich erzählte er, durch meine Fragen ermuntert, stolz davon, wie er die Schammar, einen der mächtigsten und früher gefürchtetsten Beduinestämme der arabischen Welt, in eine moderne, wirtschaftlich blühende Zukunft führen wolle.

Am nächsten Morgen, 21. Juli, startete ich noch vor Sonnenaufgang in Begleitung des mir zugewiesenen Betreuers und eines kräftigen Maultiers. Der Saumpfad führte zunächst einige Stunden lang durch enge, malerische Schluchten und über einen kleinen Paß. Die Landschaft beidseits des Weges kam mir wie im Märchen vor: Sechs Monate lang hatte ich im wüstenhaften Schwemmland des Unterirak mit seinen baumlosen Salztonebenen verbracht, wo alle Nutzpflanzen und Holzgewächse auf Bewässerung angewiesen waren und auch dabei meist nur mehr schlecht als recht gediehen. Und nun umgab mich zum ersten Mal wieder eine vollmediterrane Berglandschaft, mit anstehendem Kalkfels und rotbrauner Terra Rossa sowie einer fast schon üppig zu nennenden Vegetation von immergrünen Eichen, wilden Pistazien, Baumwacholder und vielen kräftig duftenden Kräutern und Sträuchern. Und das alles

wuchs zu meinem größten Erstaunen ohne jede zusätzliche Bewässerung! Es kam mir vor, als sei ich in der Provence, vielleicht in der Chaîne des Alpilles, oder irgendwo im Bergland Innersiziliens, nicht aber tief in Vorderasien! Dementsprechend notierte ich am Abend in meinem Reisetagebuch:

„Kalk und helle Mergel sind die vorherrschenden Gesteine. Der Kalkstein prägt dabei Formenschatz und Vegetation des Jebel Sinjar so stark, daß man fast von einer ‘typischen Kalklandschaft’ sprechen könnte. Die Kalkbänke erscheinen zu schroffen Rippen, Tafeln und Wänden herauspräpariert, der Kleinformenschatz wird durch Verkarstung bestimmt, die Hänge sind mit einer macchienähnlichen Vegetation überzogen, der würzige Duft kalkliebender mediterraner Kräuter und Sträucher begleitet den Wanderer auf Schritt und Tritt und oft leuchtet das tiefe Rot von terra rossa zwischen den weißen Kalkscherben hervor. In hoch gelegenen Bergtälern trifft man häufig auf gemauerte Brunnen inmitten eines Eichenhains, in dessen Schatten eine Ziegenherde lagert. Die ganze Landschaftsszenerie erinnert dann so sehr an klassische Bilder aus Griechenland oder Sizilien, daß man glaubt, in einer rein mediterranen Kalkinsel inmitten der Wüstensteppe zu weilen.“

Gegen Mittag querten wir einen weiteren Paß. Von der Höhe eröffnete sich nun der Blick auf ein weites, langgestrecktes Hochtal mit intensivem Anbau und zahlreichen Streusiedlungen. Im Talgrund, längs der kräftig eingeschnittenen Bäche, waren die in mühevoller Arbeit sorgfältig terrassierten Hänge auf gelegentlich nur meterbreiten Parzellen mit bewässerten Tabakkulturen überzogen. Auf den flacheren Hangpartien oberhalb gediehen ohne zusätzliche Bewässerung mediterrane und submediterrane Baumkulturen, vor allem Feigen und etwas Aprikosen. Nochmals höher folgten dann, oft von Lesesteinwällen eingerahmt, Getreidefelder. Zur Zeit meines Besuchs war die Hälfte der Parzellen gepflügte Schwarzbrache und die andere Hälfte erst kürzlich abgeerntetes Stoppelfeld – offensichtlich im Trockenfeldbau der mediterranen Zweifelderwirtschaft. Ein dichtes Netz von Wegen und Pfaden zog sich durch die Flur, und auf einem von ihnen stiegen wir dann zu dem verhältnismäßig großen Dorf *Kolkan* hinab.

Was ich dort sah, hat mich wieder hell begeistert – gerade weil es so gar nicht in das Bild paßte, das ich mir bisher von irakischen Dörfern gemacht hatte. In meinem Tagebuch steht darüber vermerkt:

„Blitzblank sauberes und sehr gepflegtes Dorf. Häuser aus Kalksteinen im Trockenmauerwerk, sorgfältig mit Kalkmörtel verputzt und oft sogar in hellen Farben getüncht. Ein Haus sauberer und frischer verputzt als das andere! Auch die Innenräume sorgsam weiß getüncht. Oft sehr große Innenräume, die Balkendecke gestützt durch Säulen aus geschälten Pappelstämmen auf weiß getünchtem Steinsockel. Boden blitzblank gefegt, in den weiß gekalkten Wänden viele kleine Nischen. Die Zimmer so sauber, wie bei uns der Innenraum einer gut geführten kleinen Molkerei. Relativ viele und gro-

ße Fenster und Luftlöcher, dadurch Innenräume hell und freundlich. Die meisten Häuser einstöckig, aber manchmal gehöftartig aus mehreren Baukörpern bestehend, mit meist weichen, abgerundeten Ecken. Leitern vermitteln den Zugang zum Flachdach, an dessen Rand rundherum fast mauerartig Reisig aufgeschichtet ist.

Da die Häuser am Hang liegen und mit den Fenstern zum Tal hin orientiert sind, geht das Dach mit fließendem Übergang in den Hang über; dieser ist dort meist mit einem kleinen Hausgarten bepflanzt. An fast jedes Haus schließt sich ein Wirtschaftshof an, der von einer meist nur niedrigen Mauer umgeben wird. Das Flachdach besteht aus Pappelbalken. Darüber liegt, senkrecht dazu orientiert, eine Schicht von dünnen Stangen und darüber dann kleine belaubte Äste. Unterhalb des Dorfes schütten drei Quellen, und die Frauen holen dort am Morgen und am Abend Wasser. Die gefüllten Ziegenbälge werden teils auf dem Rücken von Eseln, teils aber auch von den Frauen und Mädchen selbst, mit einer dicken Schnur rucksackähnlich auf den Rücken gebunden, nach Hause gebracht. Die Umgebung der Quellen ist mit schattenspendenden Pappeln und Weiden bestanden; am Abend sitzen hier die Männer zusammen bei Tee und Wasserpfeife, und als geehrter Gast wurde ich natürlich eingeladen, mich mit dazu zu setzen.“

An solchen Abenden mußte ich wieder viel erzählen, über Deutschland, über Europa und über die Vereinigten Staaten, über den Zweiten Weltkrieg und über die Art und Weise, wie wir bei uns zu Hause leben. Ich mußte erklären, warum ich denn für ein ganzes Jahr ausgerechnet in den Irak gegangen sei und wie ich hier mein Geld verdienen könne, warum ich noch nicht verheiratet sei und noch keine Söhne hätte, wie hoch in Deutschland der Brautpreis für eine hübsche Frau sei und was es mit diesem neuen Teufelszeug Fernsehen in Europa auf sich habe.

An diese oft langen, schlafraubenden Erzählungen im Kreise der Dorfgemeinschaft hatte ich mich schon im Unterirak gewöhnt. Wo mir als Gast landesübliche Unterkunft und bescheidene Verpflegung gewährt wurde, hätte ich mich ja eigentlich mit einem Gastgeschenk revanchieren müssen. Sowohl meine äußerst knappen Finanzen als auch meine sehr begrenzte Transportkapazität verboten mir jedoch Gastgeschenke. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hatte mir ja für ein Jahr Irak einschließlich Hin- und Rückfahrt nur 4 100,- DM bewilligt; auch konnte ich auf meinen meist mehrwöchigen Routen kreuz und quer durchs Land nur mitnehmen, was sich notfalls auch mehrere Stunden lang ohne alle Hilfsmittel tragen ließ. Erzählen und immer wieder erzählen sowie stundenlang geduldig auf Fragen zu antworten schien mir angesichts dieser Situation eine angemessene Gegenleistung zu sein, die von fast allen Gastgebern auch als solche hoch anerkannt und entsprechend honoriert wurde.

Wie war doch damals alles noch ganz anders: Außerhalb der großen Städte Bagdad, Basra und Mosul gehörte Irak im Jahre 1953 noch zu den Ländern, deren

Bewohner weitgehend von der übrigen Welt abgeschnitten waren. Es gab damals auf dem flachen Lande noch kein Radio und erst recht kein Fernsehen; Zeitungen kamen nur in Ausnahmefällen in die Dörfer, und wenn, dann konnten sie von den meisten nicht gelesen werden. Die Mehrzahl der Dorfbewohner war bestenfalls einige Male in die benachbarte Kreisstadt gekommen; schon Bagdad lag für die meisten in unerreichbarer Ferne.

Angesichts dieses Informationsdefizits hat es mich immer wieder gewundert, wie gut die Menschen auch in entlegenen Regionen des Irak über den Verlauf und die Kontrahenten des Zweiten Weltkriegs Bescheid wußten, und wie sie gerade auch von Deutschland eine sehr konkrete und damals meist überaus positive Vorstellung hatten. Kaum einem meiner Gesprächspartner war aber schon jemals ein leibhaftiger Deutscher begegnet. Damit wurde ich für meine Gastgeber so interessant wie für die Besucher eines kleinstädtischen Jahrmarkts vor einhundert Jahren ein Kalb mit zwei Köpfen oder eine Jungfrau ohne Unterleib, und ich konnte mich dementsprechend für erwiesene Gastfreundschaft mit Informationen revanchieren.

Daß der Märchenerzähler im islamischen Orient seit alters eine große Rolle gespielt hat, war mir schon vor meiner Irakreise bekannt gewesen. Nun durfte ich das aber im Lande ganz intensiv miterleben: Es kommt den Zuhörern vielleicht weniger auf Märchen als auf Phantasie und Neugier befriedigende Informationen an. Man wird nolens volens zum „Geschichte-Erzähler“ und dann zum „Geschichtenerzähler“. Dabei spürt man, wie sehr die Menschen dort von dieser oralen Tradition der Informationsübermittlung leben und auf sie angewiesen sind. Das aber wirkt auf den Erzähler zurück: Ohne das bewußt anzustreben, wird man beim häufig wiederholten Berichten von Sachverhalten und Ereignissen der realen Welt zum Geschichtenerzähler, ja zum Märchenerzähler: Jedesmal kommt ein klein wenig zusätzliche Dichtung zur Wahrheit, der Erzählstoff wird ein wenig interessanter gemacht, auch ein wenig spannender; man rundet seine Geschichten stromlinienförmig ab, und für die Zuhörer nur schwer Erklärbares wird weggelassen. Dagegen schmückt man Passagen des Berichts, die offensichtlich bei den Hörern auf besonderes Interesse und positive Resonanz stoßen, immer mehr aus, man erweitert sie und pointiert noch etwas stärker.

Bei diesem Erzählen im Kreise der Jazidi kam mir sehr zugute, daß mein Begleiter vorher ungeahnte Fähigkeiten als „kongenialer“ Dolmetscher entwickelte. Das Interesse und die Aufmerksamkeit, die mir als einem Exoten zuteil wurde, strahlten ja auch auf ihn aus; und er konnte das ganz unbeschwert genießen, gerade weil *er* kein Exot war. So lief er immer wieder zu großer Form auf. Zwar hatte ich keine Ahnung, *was* er eigentlich *wie* übersetzte. Die strahlenden Augen der Zuhörer, die gebannt lauschten, gaben uns aber immer wieder neuen Schwung, und sie spornten uns zum weiteren Erzählen an. Das waren lange Abende und kurze Nächte; denn vor dem Schlafengehen mußte ich ja noch jeden Tag beim Schein einer Kerze oder bestenfalls einer Petroleum-Dochtlampe meine Notizen ins Reisetagebuch eintragen, und dann mußte ich unter der sichtschtützenden Decke meines Lagers von den gro-

Ben 17-Meter-Rollen meines Schwarz-Weiß-Kinofilms Stücke für je etwa 40 Aufnahmen abschneiden und in meine Leica-Kassetten einlegen.

In jenen Tagen hatte ich einen hohen Film-Verbrauch. Während ich in den meisten anderen Regionen des Irak nur photographisch dokumentierte, was mir wissenschaftlich interessant erschien, haben mich die Menschen im Jebel Sinjar und die von ihnen geschaffene Kulturlandschaft derart fasziniert, daß ich das alles möglichst adäquat auch im Bild festhalten wollte. Dabei lernte ich fast unbewußt die Spielregeln, die man beim Photographieren in einer ganz anderen Welt beachten muß. Das Abbilden von Menschen ist ja soziale Interaktion, und wenn bei einer solchen Begegnung ein Partner Fremder ist, kann das zu Konflikten führen. Nun gibt es glücklicherweise in fast jeder Kultur und fast allen Gesellschaften überlieferte und erprobte Verhaltensregeln für den Umgang mit Fremden. Wenn man als Außenstehender diese Regeln im Miteinander-Umgehen mehr intuitiv als verstandesmäßig erfaßt und sein eigenes Tun danach ausrichtet, kann man normalerweise auch mit Angehörigen ganz anderer Kulturkreise kommunizieren.

Im Unterirak sah das dann meistens so aus: Die Menschen dort wissen aus gelegentlicher Erfahrung, daß Europäer den Tick haben, alles photographieren zu wollen. Nun, wenn schon – denn schon: Die Kinder springen begeistert mit erhobenen Händen ins Bildfeld der Kamera herein, sie machen komische Verrenkungen oder sie schneiden Grimassen. Die Erwachsenen hingegen stellen sich stocksteif in Positur, machen ein möglichst ernstes, feierliches Gesicht und wirken damit auf dem Bild wie erstarrte Denkmäler. Damit war mir natürlich nicht gedient; ich mußte versuchen, den Jazidi eine „natürliche“ Erklärung, Interpretation, Sichtweise meines Handelns anzubieten, die sie verstehen und akzeptieren konnten, und die in ihre Alltagswelt hineinpaßte. Wenn man sich dieserart über den Sinn des Miteinander-Umgehens verständigt hat, besteht für keinen der beiden Interaktionspartner mehr der Zwang, Theater zu spielen oder sich unnatürlich zu benehmen.

Glücklicherweise konnte ich hier mit offenen Karten spielen: Ich ließ im Gespräch immer wieder erkennen, daß mir Land und Leute im Jebel Sinjar ungeheuer gefallen. Leider wußten meine Mitbürger in Deutschland aber überhaupt nichts davon, und ich sähe es als meine Aufgabe an, in Deutschland von den Jazidi und vom Jebel Sinjar zu berichten und vielleicht sogar ein Buch darüber zu schreiben. Deshalb sei ich gekommen, um einige Zeit lang zusammen mit ihnen zu leben. Diese Erklärung leuchtete ein, und es achtete dann kaum mehr jemand darauf, daß ich viel photographierte. Damit gelang es, Menschen ohne die sonst übliche Photographierpose bei ihren täglichen Verrichtungen in ihrer vertrauten Umwelt aufzunehmen.

Doch nach dieser Abschweifung über Märchenerzählen und Photographieren nun wieder zurück zum Jebel Sinjar. Die vielen Stunden gemeinsamen Zusammensitzens habe ich natürlich nicht nur mit eigenen Erzählungen zugebracht; vielmehr versuchte ich auch meinerseits, möglichst viel zu fragen und mir von meinen Gastgebern möglichst viel berichten zu lassen. Dabei erfuhr ich vor allem das, worauf sie stolz wa-

ren, und ich wurde gewahr, wie sie sich im Selbstbild von den Nicht-Jazidi distanzieren. In meinem Reisetagebuch steht darüber folgendes vermerkt:

„Jazidi sehen sich als freie Bauern, die eigenes Land bewirtschaften. Sie haben zwar einen Dorfältesten, der auf Vorschlag der Dorfbewohner von der Regierung bestellt wird. Sie müssen diesem aber nur Hilfsdienste für Arbeiten zum Nutzen der Gemeinschaft leisten; darüber hinausgehende Abgabenverpflichtungen bestehen nicht. Die ausgedehnten Bewässerungskulturen für Wasserpfeifen-Tabak werden, ich konnte nicht herausfinden warum, von der Zentralregierung in Bagdad zwar nur ungern gesehen; die Jazidi ließen sich jedoch bisher nicht davon abhalten, zumal Tabak für sie fast die einzige cash-crop ist. Sie wohnen als seßhafte Bewässerungsbauern nur in wenigen naturbegünstigten Hochtälern des Jebel Sinjar. Dort allerdings reiht sich entlang der Bäche alle zwei Kilometer ein Dorf oder eine kleine Gehöftgruppe. Außerhalb der dicht besiedelten und intensiv genutzten Kernflur dienen die Höhen des Jebel als Ziegenweide.

Auch in ihrer Kleidung sind die Jazidi grundlegend von den im weiteren Umkreis des Jebel Sinjar siedelnden Arabern unterschieden. Auf den ersten Blick ins Auge fallen das blütenweiß gewaschene Tuch, die gestrickten und mit schönen Stickmustern verzierten Wolljacken und die sehr soliden, selbstgefertigten Schuhe. Die Männer flechten ihr Haupthaar zu sechs Zöpfen, tragen einen langen Bart und verwenden als Kopfbedeckung eine seltsam geformte Filzkappe, die wie eine halbe Olive aussieht. Die Frauen sind den Männern durchaus gleichgestellt; sie können sich frei bewegen und sogar mit Fremden sprechen. Sobald sie verheiratet sind, tragen sie einen großen weißen Turban ums Haupt geschlungen. Die Köpfe der Kinder sind mit Ausnahme von drei lustigen kleinen Schöpfen, die aus religiösen Gründen stehen gelassen werden, kahl geschoren.

Als Grundnahrungsmittel dient selbstgefertigter Burghul – eine Art von Weizengraupen, die wie Reis zubereitet werden. Dazu kommen in würziger Brühe gekochte Hühner, Schafs- und Ziegenkäse, Schwarzer Tee und ein köstliches dünnes Fladenbrot mit Schafbutter. Zum Buttern wird ein Ziegenbalg verwendet, der mit einer Schnur unter einem Holzgestell aus drei Stangen hängt. Kühe werden nur sehr wenige gehalten. Wichtigstes Herdentier ist die Ziege und zwar ein auffallend kleiner, aber kräftiger und robuster Schlag; in den meisten Herden trotten aber auch einige Schafe mit.

Im Vergleich zu den hungernden, bettelarmen Fellachen des Unterirak leben die Jazidi in recht auskömmlichen Verhältnissen. Sie kommen aber kaum je aus ihrem Dorf heraus, und die Mehrzahl von ihnen hat den Jebel Sinjar noch nie verlassen. Als Reverenz gegenüber völkischen und religiösen Minderheiten sind sie immerhin mit einem Abgeordneten im irakischen ‘Parlament’ vertreten.

Die Jazidi machen gerne Musik. Ihre Gesänge sind eigentümlich eintönig, aber melodisch und für europäische Ohren viel ansprechender als arabisches Musik. Zur musikalischen Begleitung ihrer Lieder dient ein langes, schmales lautenähnliches Instrument mit drei Saiten. Auf der einen Saite wird die Melodie gespielt, während die beiden anderen zum Zupfen von immer gleichen Baßtönen dienen. Vor dem Lautenspieler ist auf einem Brett eine kleine, aus Glasperlen gefertigte Ziege montiert. Sie wird zum Tanzen gebracht durch eine am Kopf befestigte Schnur, die der Musiker in der lautenschlagenden Hand hält, und an der er rhythmisch zieht.“

Am Morgen eines der nächsten Tage brach ich wieder einmal bei Dämmerung auf, um auf den zweithöchsten Gipfel des Jebel Sinjar, den 1368 m hohen Sinn al-Kulub, zu steigen – getreulich von meinem Betreuer und seinem Maultier begleitet. Ich hatte mir auf der Karte einen direkten, stetig ansteigenden Weg herausgesucht. Damit war mein Begleiter aber nicht einverstanden, und er führte mich einen Pfad mit einigen mir zunächst unverständlichen Umwegen, Gegensteigungen und Abstechern. Doch diese Route war mit Bedacht ausgewählt; sie führte nämlich im Abstand von je ein bis zwei Stunden an Quellen oder Brunnen mit herrlich klarem, kühlem Wasser vorbei, und das gab willkommene Erfrischung. Bei strahlender Sonne fast im Zenit, Lufttemperaturen zwischen 38 und 42 Grad und nur etwa 15 % Luftfeuchtigkeit benötigte der Körper doch erhebliche Flüssigkeitsmengen, selbst wenn der Weg zum Gipfel nur langwierig und ein wenig ermüdend, aber alpinistisch in keiner Weise anspruchsvoll war.

Die Orientierung unserer Aufstiegsroute an Quellen, Brunnen und Wasserstellen hatte noch einen weiteren Vorteil: Sie führte uns zu mehreren Sommerquartieren der Jazidi im Hochweide-Bereich. Um die Wasserstellen herum standen meist hohe, weit ausladende Bäume, in deren Schatten größere oder kleinere Gruppen von Ziegen aufs Tränken warteten. Gegen Mittag schöpften die Hirten am Brunnen das kühle und glasklare Wasser mit Eimern aus Ziegenleder an langen Stricken heraus und gossen es zum Tränken in große runde Blechgefäße. Einige hundert Meter von den Wasserstellen entfernt hatten sich die Jazidi einfache Laubdach-Behausungen errichtet, die sie im Sommer zusammen mit ihren Frauen und Kindern bewohnten. Die Außenmauern der Hütten waren aus aufgelesenen, einigermaßen zusammenpassenden Bruchsteinen im Trockenmauerwerk, also ohne Mörtel aufgeschichtet. Als Dach wurden darüber einfache belaubte Äste gelegt; sie gaben in den fast niederschlagsfreien Sommern genügend Schutz gegen Sonne und nächtliche Ausstrahlung – wahrscheinlich vergleichbar mit den Laubhütten des jüdischen Erntedankfestes. Zum Kochen des Tees in großen Kannen wurden ohne großen Aufwand einige Steine hochgestellt; im übrigen gab es auf den Sommerweiden nur kalte Kost: Chubbes (Fladenbrot), Schafsbutter, Ziegenkäse, Joghurt und etwas Grünzeug.

Obwohl wir zügig aufgestiegen waren, brauchten wir doch fast sechs Stunden, bis wir den Gipfel des Sinn al-Kulub erreicht hatten. Unsere Mühe wurde dort aber durch glasklare Luft und einen herrlichen, umfassenden Fernblick belohnt. Sogar die

Stadt Mosul und die immerhin 150 km entfernt gelegenen Ketten des irakischen Kurdistan waren noch gut auszumachen. Aber auch im Nah- und Mittelbereich bot sich ein begeisterndes Bild. Ich schrieb darüber in meinem Reisetagebuch:

„In etwa 20 km Abstand vom Bergfuß ist der Antiklinalzug des Jebel Sinjar allseitig von dem Getreideland der irakischen Jezira umgeben. Riesige, rechteckige Feldparzellen erstrecken sich bis zum Horizont. Zur Erntezeit sieht man einige Mähdrescher und Traktoren auf den Feldern, und häufig ziehen Windhosen und Staubstürme über die weiten Flächen. Es ist das Siedlungsgebiet der Schammar, das von jüngst erst sesshaft gewordenen Beduinen für ihre Scheichs bebaut wird. Mit einer markanten Grenze, die auf den Meter linienhaft scharf zu ziehen ist, schließt sich im näheren Umkreis des Berges eine gänzlich andersgeartete Agrarlandschaft an: Die Feldparzellen sind mittelgroß bis klein, und sie werden nicht mit Maschinen, sondern mit Hilfe der traditionellen Geräte bestellt. Die Siedlungen aber, wohlhabende, freundliche Dörfer, liegen wesentlich dichter als im umgebenden Scheichland. Das Land hier befindet sich offensichtlich in bäuerlichem Familienbesitz.“

Der Rundblick vom Gipfel ließ also den Bauplan der Kulturlandschaft mit seltener Eindringlichkeit erfassen: In seinem Randbereich wird der Jebel Sinjar noch von einem vielleicht 20 km breiten Band gesäumt, das von Jazidi besiedelt und agrarisch genutzt ist. Erst jenseits erstrecken sich dann die riesigen Regenfeldparzellen und die Weidegründe der Schammar. Die Dörfer, von denen aus der den Jazidi gehörige Randsaum bestellt wird, liegen meist dort, wo die Täler des Gebirges in die Ebene auslaufen und dadurch Wasser verfügbar ist. Die vom Gebirge kommenden Bäche sind an diesem Außensaum allerdings meist schon versiegt, so daß die Wasserversorgung durch Brunnen erfolgen muß, die im Bett der Trockentäler niedergelassen werden.

Am Nordrand des Gebirges mögen etwa 70 solcher Jazidi-Dörfer an kleinen Bergrandoasen liegen. Bewirtschaftet wird diese Jazidi-Flur am Gebirgsrand mit den traditionellen Methoden des orientalisches-mediterranen Regenfeldbaus: kleinparzellige Fluraufteilung, Wechsel von Getreidefeld und Brachfeld, Verwendung von Zugtieren, Ritzpflug und Dreschschlitten, in bewässerbarer Dorfnähe einige Hausgärten für den Eigenbedarf an Obst und Gemüse. Das war mir alles von vergleichbaren Regenfeldbaugebieten im arabischen Irak bereits bekannt. Neu und anders erschienen mir nur die sehr sorgsam bearbeitete, weitgehend unkrautfrei gehaltene Feldflur und die schmucken Dörfer mit ihren sauberen, überaus gepflegten Häusern.

Das, was mich von den ersten Stunden meines Aufenthalts im Sinjar aber so gefesselt hat, war die ländliche Kulturlandschaft des Gebirges selbst. Hier bot die Landesnatur einen viel breiteren Fächer von Nutzungsmöglichkeiten, hier gab es sowohl bewässerbares Land als auch gut beregnete Flachhänge für unbewässerte

Baumhaine, hier konnte der Anbau mehrere Höhenstufen nutzen, im Sommerhalbjahr fand das Vieh auf den Hochweiden reichlich Futter, und hier konnte sich auch fast überall menschliche Siedlung auf Karstquellen oder Brunnen mit gutem Trinkwasser stützen. Diese natürliche Vielfalt haben die Jazidi als freie Gemeinschaft seßhafter Bauern in fast einmaliger Art zu nutzen verstanden. Als ich nach dem Besuch des Jebel Sinjar an meinem nächsten Reiseziel, in Mosul, zwei Tage lang wieder frische Kräfte sammelte, habe ich all das in meinem Reisetagebuch nochmals folgendermaßen zusammengefaßt:

„Diese in jeder Hinsicht stark von ihrer Umwelt abgehobene Volksgruppe der Jazidi hat sich im Jebel Sinjar eine Kulturlandschaft ganz eigenen Gepräges geschaffen: In den wenigen für eine Bewässerungskultur geeigneten Tälern des Jebel findet man in dichter Reihung an den Wasserläufen kleine, weilerähnliche Ortschaften, kaum zwanzig Minuten Wegs voneinander entfernt. Die Häuser werden aus sorgfältig behauenen Bruchsteinen gefügt und mit freundlichen, hellen Farben verputzt. Viele Fensteröffnungen und Luftlöcher lassen die Innenräume freundlich und hell erscheinen. Die Zimmerwände sind ebenfalls weiß getüncht, in jedem Raum lehnt ein fleißig gebrauchter Besen – kurz, alles ist blitzblank sauber und gepflegt. Da die einstöckigen Häuser meist am Hang stehen, gehen die Dächer an der Hangseite in einen kleinen ummauerten Garten mit Weinstöcken und Gemüsekultur über. Am Rande der Dächer ist allseitig ein wohlausgerichteter Wall von Reisig aufgeschichtet; es dient als Winterfeuerung und soll gleichzeitig verhindern, daß die auf dem Dach spielenden Kinder herunterfallen. An das Wohnhaus schließen sich kleinere schuppenartige Nebengebäude an. Sie sind ebenfalls tadellos instand gehalten und zeugen von einer vielseitigen Vorratswirtschaft für die kalten Wintermonate.

Die freundlichen, für orientalische Verhältnisse unglaublich gepflegten Siedlungen der Jazidi liegen nun in vollendeter Harmonie inmitten einer ebenso gepflegten Flur: Überall, wo es das Relief erlaubt, sind von den Fließchen der Täler in kunstvoller Linienführung kleine Rinnen abgeleitet, die das Wasser zur Bewässerung heranführen. Die Felder gliedern sich in kleine bis kleinste Parzellen, die sorgsam durch Lesesteinmauern abgeteilt sind und sich in vielen Terrassen den Hang hochziehen. Täglich arbeiten die Bauern von früh bis spät mit Hacke und Spaten auf ihrem Land, um Unkraut zu jäten oder den Boden aufzulockern. Tabak ist die vorherrschende Anbaufrucht: daneben werden zur Eigenversorgung fast alle im Irak heimischen Gemüsearten gezogen. Wo keine Bewässerung mehr möglich ist, schließen sich hangaufwärts an diese kleinparzellige Tabakflur terrassierte Fruchthaine an. Die Feige ist mit Abstand der wichtigste Fruchtb Baum: daneben trifft man aber auch Ölbaum, Mandel, Aprikose und Pistazie – also alle diejenigen mediterranen Obstbäume, die ohne zusätzliche Bewässerung mit den Niederschlägen des Gebirges auskommen.

Solche Talstrecken intensivsten Anbaus finden sich im Jebel Sinjar allerdings nur selten. Die meisten Täler eignen sich nicht für Bewässerungsfeldbau, da sie nur nach starken Regenfällen Wasser führen. Die Hänge und Höhen aber sind vielfach so steinig und derart verkarstet, daß auch eine Nutzung im Regenfeldbau nicht mehr möglich ist. Diese Gebiete des Jebel sind der Bereich der Ziegenhirten. Nicht unähnlich unserer mitteleuropäischen Almwirtschaft wandern im Frühjahr die Ziegenherden von den Dörfern im Tal auf die Höhe. Die zur Aufsicht der Tiere bestimmten Dorfgenossen beziehen mit Weib und Kind oben am Berg einfache Sommerquartiere. Als Behausung dienen kleine, aus Lesesteinen errichtete Hütten mit einem Dach von Laubästen. Sie gewähren Zuflucht vor Sonne und Wind; meist spielt sich das Leben aber draußen im Freien ab.

In der Regel findet man die Sommerquartiere der Ziegenhirten bei einem Brunnen, inmitten eines Hains aus hochgewachsenen Eichen, Weiden und Pappeln. Hier suchen mittags auch die Herden Schutz vor der brennenden Sonne. Die Ziegen sind nötigenfalls während der Sommer- und Herbstmonate besonders trockener Jahre mit dürrer Laub als Futter zufrieden. Die Waldweide führt aber nicht zur Waldvernichtung; trotz der verhältnismäßig geringen Niederschläge sind die Baumbestände des Jebel Sinjar stattlicher und gepflegter als die Gehölze im irakischen Kurdistan! Gerade weil der Wald mit seinem Ziegenfutter, seinem Brenn- und Nutzholz für die Jazidi fast unentbehrlich ist, wird er von ihnen sorgsam gehegt und vor einer zu starken Nutzung bewahrt. Eine solche Einstellung gegenüber dem Wald steht nicht nur im Orient, sondern auch im europäischen Mittelmeergebiet fast einzigartig da.

Am Rande des Jebel Sinjar, dort, wo beim Austritt von Tälern in die Ebene Quellhorizonte angeschnitten sind, reihen sich einige größere Siedlungen. Die starken Karstquellen spenden ein klares, kühles und wohlschmeckendes Wasser. Sie sind sauber mit behauenen Steinen gefaßt und jeden Morgen und Abend kommen die Frauen mit Ziegenbälgen zur Quelle, um Wasser zu holen. In den Baumhainen mit bewässerten Unterkulturen, die sich an die Quellen anschließen, findet man oft kleine, gemauerte Wassermühlen zum Mahlen des Getreides.

Etwa in der Mitte des südlichen Gebirgsrandes liegt an zwei besonders starken Spielöchern der Hauptort der Jazidi, Balad Sinjar – eine Siedlung, die wohl nirgends sonst im Orient ihresgleichen hat: Die Häuser beidseits der engen Gassen sind schmal und hoch gebaut und meist in düsteren, grauen Farben verputzt. Die vielen Moscheen und Heiligengräber zeigen einen ganz eigenen, seltsam fremdartigen Baustil; auch viele merkwürdige Schmuckformen an den Häusern – verschnörkelte Bogengänge, Arkaden oder gemauertes Gitterwerk – tragen mit dazu bei, bei einem europäischen Betrachter den Eindruck von etwas ganz Außergewöhnlichem, Exotischem zu erwek-

ken. Manchmal meint man fast, in einem utopischen, der Phantasie entsprungenen Ort zu weilen. Und doch fügt sich auch diese Stadt ohne Bruch in die übrige Kulturlandschaft der Jazidi ein, so ordentlich, gepflegt und peinlich sauber sind Häuser und Straßen.“

Balad Sinjar war allerdings schon 1953 nicht nur eine fremd und exotisch anmutende Stadt mit römischen und frühislamischen Denkmälern und Ruinenstätten als Zeugen früherer Blüte. Im Streben nach Modernisierung und Entwicklung hat hier das Königreich Irak einige Jahre vorher mehrere staatliche Institutionen als Brückenköpfe der Verwestlichung installiert: Balad war bereits Verwaltungshauptort eines Qadha (Regierungsbezirks), und es hatte kürzlich ein „power house“ mit zwei großen altertümlichen Dieselmotoren erhalten; sie trieben Generatoren für elektrisches Licht und Pumpen für gefiltertes Leitungswasser. In der Volksschule unterrichtete neben mehreren Lehrern auch eine Lehrerin. Und just 1953 war eine Schotterstraße nach Norden im Bau, die von Balad Sinjar den Jebel überquert und die größte Siedlung am Nordrand des Gebirges, Kerse, an das irakische Straßennetz anschließen sollte.

Bisher war Kerse als Hauptort eines Nahia (Landkreises) nur von geländegängigen Fahrzeugen zu erreichen gewesen. Als Verwaltungssitz hatte es bereits ein Serail, eine Polizeiwache, eine Sanitätsstation (dispensary) und eine zweiklassige Grundschule mit drei Lehrern, aber noch keine Post und kein elektrisches Licht. Mit Mosul war es über Tell Afar durch eine Telegraphenleitung verbunden. Desungeachtet habe ich in meinem Reisetagebuch vermerkt: „*noch ganz entlegen und ursprünglich*“.

Mehrere Jahre später versuchte ich dann, meine Eindrücke für das Buch „Agrar-geographie des Irak“ (1962) nochmals folgendermaßen zusammenzufassen:

„So liegt die Kulturlandschaft der Jazidi einzigartig und völlig eigenständig inmitten einer ganz anders gearteten Umgebung. Von einem freien und fleißigen Bauernvolk geschaffen, zeugt sie überall von Ordnungsliebe, Sauberkeit, Kunstsinne und handwerklichem Geschick. Gerade deshalb aber ist sie noch ganz und gar traditionell, ohne alle Einflüsse moderner westlicher Zivilisation und Technik. Die Jazidi hatten für viele Jahrhunderte kaum Kontakt mit ihrer Umwelt: abseits der großen Handelswege und Völkerstraßen konnten sie ihre alte, ursprüngliche Bauernkultur und damit auch ihre Kulturlandschaft bis heute bewahren. Noch heute sind sie selbstgenügsam und unabhängig von der Außenwelt; die meisten Jazidi kommen niemals aus dem engeren Bereich ihres Dorfes heraus. Erst die Entwicklung seit dem Zweiten Weltkrieg brachte mit zunehmender Verkehrserschließung auch moderne Einflüsse in den Jebel. Es steht zu befürchten, daß diese alte Kultur, ihre Lebensform und die ihr zugehörige, vom Menschen geprägte Landschaft bald viel von ihrer Ursprünglichkeit verlieren werden.“—

Diese meine recht gedämpfte und skeptische Prognose stand im Jahre 1962 schon unter dem Eindruck der blutigen Revolution vom 14.7.1958: General Kassem hatte den regierenden König Faisal II. und seine engere Familie ermordet und die Republik ausgerufen. Nach zehn turbulenten Jahren mit Offiziersdiktaturen wechselnder Ausrichtung und einigen Militärputschen ergriff schließlich am 17.7.1968 in einem Staatsstreich die noch heute richtungsbestimmende Baath-Partei die Macht. Während von 1958 bis 1968 die diversen Revolutionsregierungen Sozialisierung, Verstaatlichungen und Bodenreform mehr proklamiert als wirklich durchgeführt hatten, setzte das Baath-Regime nun ein sehr konsequentes Programm der Sozialisierung durch.

Das beinhaltete aber eine forcierte Modernisierung, durch die der Verwestlichungsprozeß auch im Jebel Sinjar beschleunigt wurde. Damit hätten die Jazidi noch gut leben können. Zu einer Katastrophe für sie wurden jedoch Mitte der siebziger Jahre die großen staatlichen Umsiedlungsaktionen, mit denen gezielt die Bevölkerung der kurdischen Bergländer aus ihren angestammten Siedlungen vertrieben und in leicht kontrollierbaren Großdörfern angesiedelt wurden. Darüber berichtete ich Ende der siebziger Jahre:

„Auf dem Kongreß der Baath-Partei vom Januar 1974 wurde den ‘public services’ eine zentrale Rolle für die Verbesserung der Lebensbedingungen der breiten Landbevölkerung und damit für die Schließung des Stadt-Land-Gegensatzes zugeschrieben. Um möglichst viele Bewohner ländlicher Regionen bei einem noch vertretbaren ökonomischen Aufwand in den Genuß solcher Infrastruktureinrichtungen und Dienstleistungen gelangen zu lassen, hat man seit einigen Jahren damit begonnen, die Menschen Kurdistans zwangsweise aus ihren bisherigen kleinen Dörfern und Streusiedlungen in möglichst zentral gelegene Großdörfer mit je etwa 5000 bis 7000 Einwohnern umzusiedeln. Bei dieser Aktion wurden seit 1975 auch alle Dörfer, Weiler und Gehöftgruppen des Jebel Sinjar im Nordirak aufgelassen, und die Bevölkerung wurde in sechs Großdörfern im nördlichen und fünf Großdörfern im südlichen Gebirgsvorland mit je etwa 5000 bis 7000 Einwohnern konzentriert.

Die Ansiedlung der Jazidi erfolgte nach vorgegebenem Plan in Reihenhäusern mit kleinem anschließendem Wirtschaftsgarten. Die Häuser konnten von den Familien in der traditionellen Lehmbauweise selbst hochgezogen werden; dabei wurde pro Wohneinheit ein – ungefähr kostendeckender – staatlicher Zuschuß von ca. 2500 DM gewährt. Fast durchweg ist wieder das Bemühen um Pflglichkeit und Sauberkeit zu erkennen. Viele der Umsiedler haben in ihrem Garten einen kleinen Grundwasserbrunnen mit einer Pumpe niedergelassen, und auf den sorgsam gepflegten Beeten der Hausgärten stehen bewässerte Kulturen von Zwiebeln sowie kleine Feigen- und Granatapfelbäumchen.

An Dienstleistungs- und Infrastruktur-Einrichtungen gibt es in den meisten Jazidischen Großdörfern mehrere Grund- und eine weiterführende Schule, eine Sanitätsstation mit regelmäßigen Arzt-Sprechstunden, eine Kombination von Kaffeehaus und Freizeitzentrum ('casino'), eine Tankstelle mit mechanischer Reparatur, Dienststellen von Verwaltung und Polizei, einen Sportplatz sowie einen recht gut sortierten Gemischtwarenladen. Die Häuser haben Anschluß an elektrischen Strom und Trinkwasser (beides kostenlos), und die Siedlung ist durch eine oft schon asphaltierte Allwetterstraße mit den nächstgelegenen städtischen Zentren verbunden. Die Mehrzahl aller Haushalte besitzt Kühlschrank und Fernsehgerät; neben dem Hauseingang ist häufig schon ein kleiner japanischer Pick-up abgestellt. Ein hoher Sendeturm auf dem Kamm des Jebel Sinjar gewährleistet eine stete Indoktrination durch Radio Bagdad.

Gegenüber der betroffenen Bevölkerung wird diese Zwangsumsiedlung mit dem Bestreben begründet, die Lebensverhältnisse auf dem Lande denen in der Stadt anzugleichen und den Lebensstandard einer breiten bäuerlichen Bevölkerung zu verbessern: 'Public services are highly significant in the relations between the Party and Revolution and the masses, for perhaps the principal criterion by which people judge the political system is the quantity and quality of the services it provides' (The 1968 revolution in Iraq 1979, S. 98). Trotzdem hat sich die Siedlungsumsetzung nur gegen erheblichen Widerstand der Betroffenen durchsetzen lassen; sie mußten ja nicht nur ihre Heimat verlassen, sondern sie konnten jetzt auch oft ihre altererbte Flur nicht mehr bestellen. Darauf wurde wenig Rücksicht genommen, und das ermöglicht Rückschlüsse auf das eigentliche Ziel der Umsiedlungsaktion: Eine in Großdörfern zusammengefaßte, entwurzelte Bevölkerung läßt sich nicht nur leichter und besser versorgen, sondern auch leichter erfassen, überwachen, kontrollieren und propagandistisch beeinflussen. Für viele der Zwangsumsiedler war das Großdorf aus der Retorte deshalb auch nur eine kurze Zwischenstation im Zuge der Abwanderung in die großen Städte – vor allem als Bauarbeiter nach Mosul.“

Bei einem Aufenthalt im Irak im Frühjahr 1980 hatte ich Gelegenheit, den Jebel Sinjar wieder zu besuchen – zum ersten Mal seit meiner Reise 1953. Es war für mich wie ein Schock: Die früher so fruchtbaren, dicht besiedelten Hochtäler waren menschenleer, die Häuser der Siedlungen begannen zu verfallen und wurden von spontaner Vegetation überwuchert, das Netz der Bewässerungskanäle hatte überall schon Lücken und Leckstellen, und die Mauern der Ackerterrassen begannen einzustürzen. Wo 1953 gepflegte, intensive Tabakkulturen standen, hatte sich jetzt eine wilde Ruderalvegetation ausgebreitet, und die früheren Getreidefelder waren von Unkraut überwuchert. Die Wege am Hang waren da und dort bereits zerrunzt oder schuttbedeckt, und an steileren Hangpartien waren sie schon abgerutscht.

Nur die Wald- und Gehölztriften mit ihren Beständen von Eiche und Bergahorn haben von diesem Zwangsexodus der Bevölkerung profitiert: Da sie nicht mehr als Holzlieferant und Weideflur genutzt werden, konnten sie sich abseits der wenigen Straßen regenerieren, und als Bodenstockwerk hatte sich ein dichter grüner Teppich von Gras- und Krautvegetation eingestellt. Als letzte Spur früherer Bewirtschaftung stehen vielerorts, von der Straße aus leicht zu erreichen, größere Gruppen von Bienenstöcken; die Honigernte soll reichlich und vorzüglich sein. Selbst eingefleischte Naturschützer und überzeugte Verfechter ökologischer Grundprinzipien werden sich aber über die Erholung des Waldes im Jebel Sinjar kaum freuen können. Das Opfer, welches im Zusammenhang damit aufgebracht werden mußte, ist zu hoch: Eine der großartigsten bäuerlichen Kulturen und eine Agrarlandschaft, die von einem fleißigen Bauernvolk in jahrhundertelanger mühseliger Arbeit geschaffen wurde, sind unwiederbringlich verloren und zerstört.

Literatur

- BANSE, Ewald. 1919: Die Türkei. Eine moderne Geographie. 3. Aufl. Braunschweig. – Darin S. 262-264: „Dschebel Sindschar“.
- LANGENEGGER, Felix. 1911: Durch verlorene Lande. Von Bagdad nach Damaskus. Schilderungen einer Heimreise. Berlin.
- LAYARD, Austen H. 1853: Discoveries in the ruins of Nineveh and Babylon; with travels in Armenia, Kurdistan and the desert: being the result of a second expedition undertaken for the trustees of the British Museum. London.
- MEISSNER, W. 1852: Austin Henry Layard's populärer Bericht über die Ausgrabungen zu Niniveh. Nebst Beschreibung eines Besuches bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern. Nach dem größeren Werke von ihm selbst abgekürzt. Deutsch von Dr. W. Meißner. Leipzig.
- STEINMANN, Alex, und Karin KREN (Hrsg.) 1998: Yazidi. Gottes auserwähltes Volk oder die „Teufelsanbeter“ vom Jebel Sinjar, Irak. Katalog zur Sonderausstellung 30. April bis 27. September 1998, Museum für Völkerkunde Wien. Wien.
- WIRTH, Eugen. 1982: Agrarreform und ländliche Abwanderung im Irak. Sozialer Wandel und wirtschaftliche Dynamik in einer „sozialistischen Gesellschaft“ mit Freiräumen für Privatinitiative. In: Erdkunde 36: 188-198.

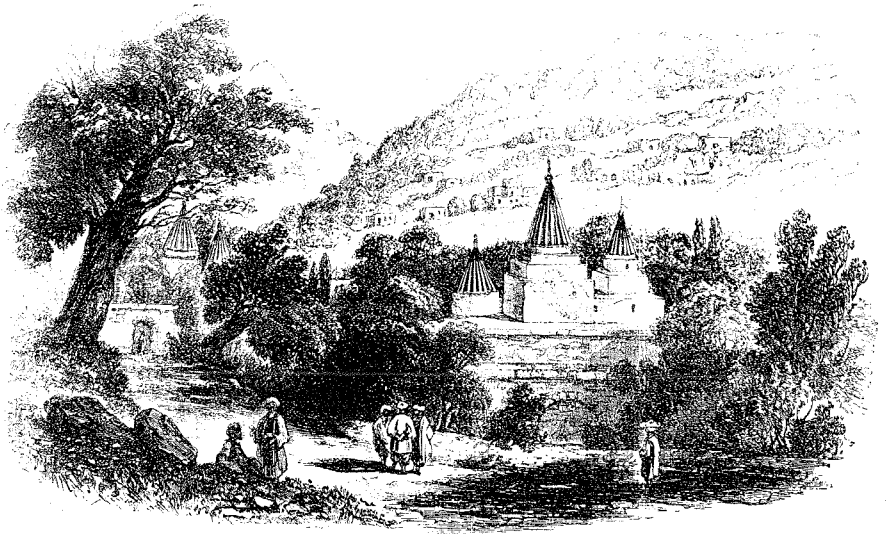


Abb. 1: „Valley and Tomb of Sheikh Adi“.
Quelle: A.H. Layard 1853, chap. IV

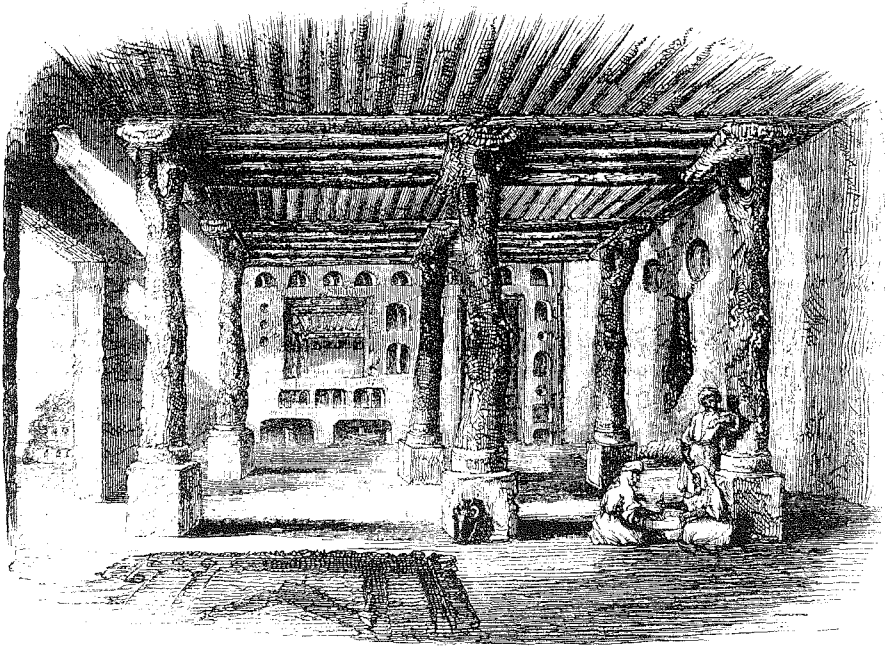


Abb. 2: „Interior of a Yezidi House of Bukra in the Sinjar.“
Quelle: A.H. Layard 1853, S. 252



Abb. 3: Jebel Sinjar. Dorf am steilen Talhang. Oberhalb der Felsen terrassierte Baumhaine

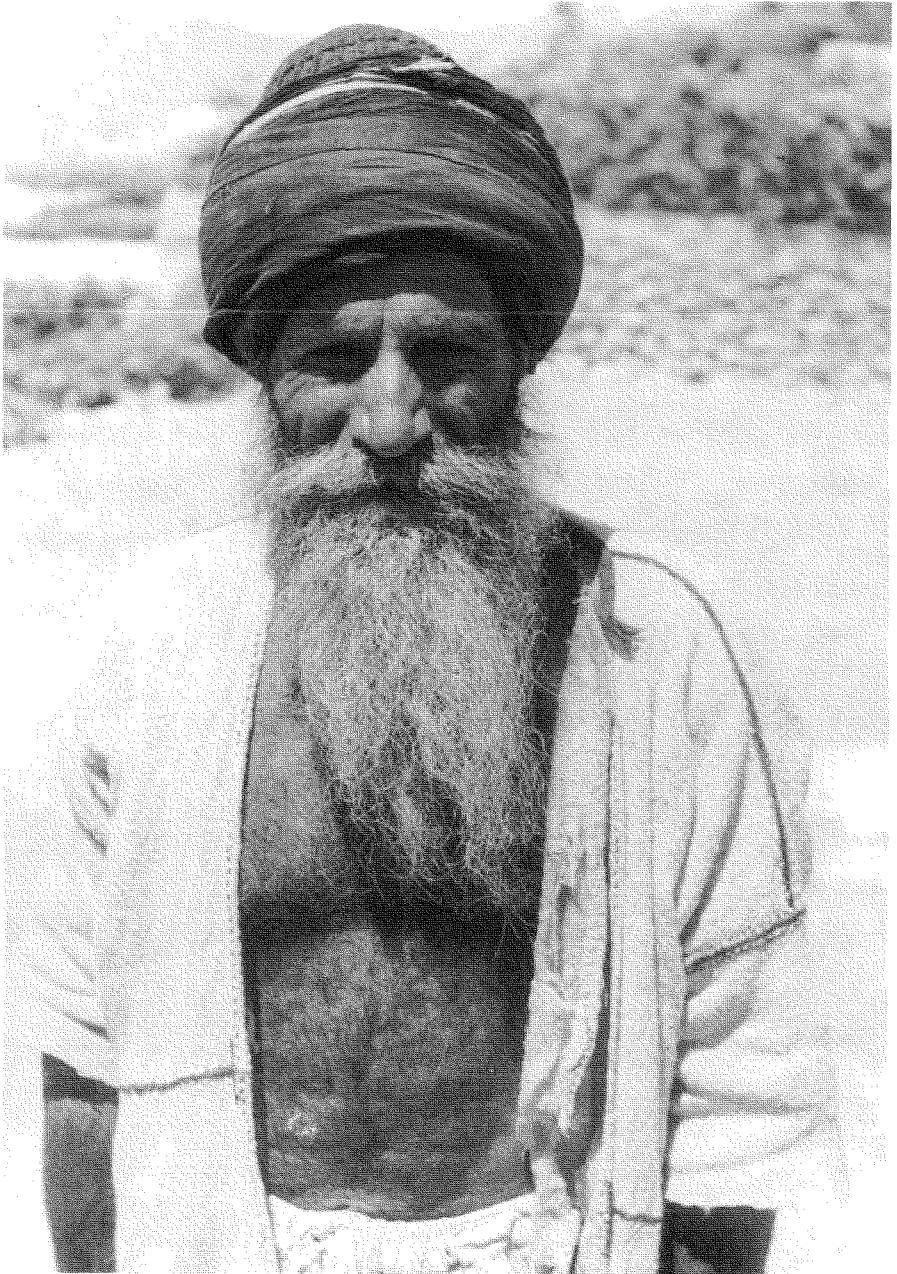


Abb. 4: Jebel Sinjar. Jazidi



Abb. 5: Jebel Sinjar. Jazidi

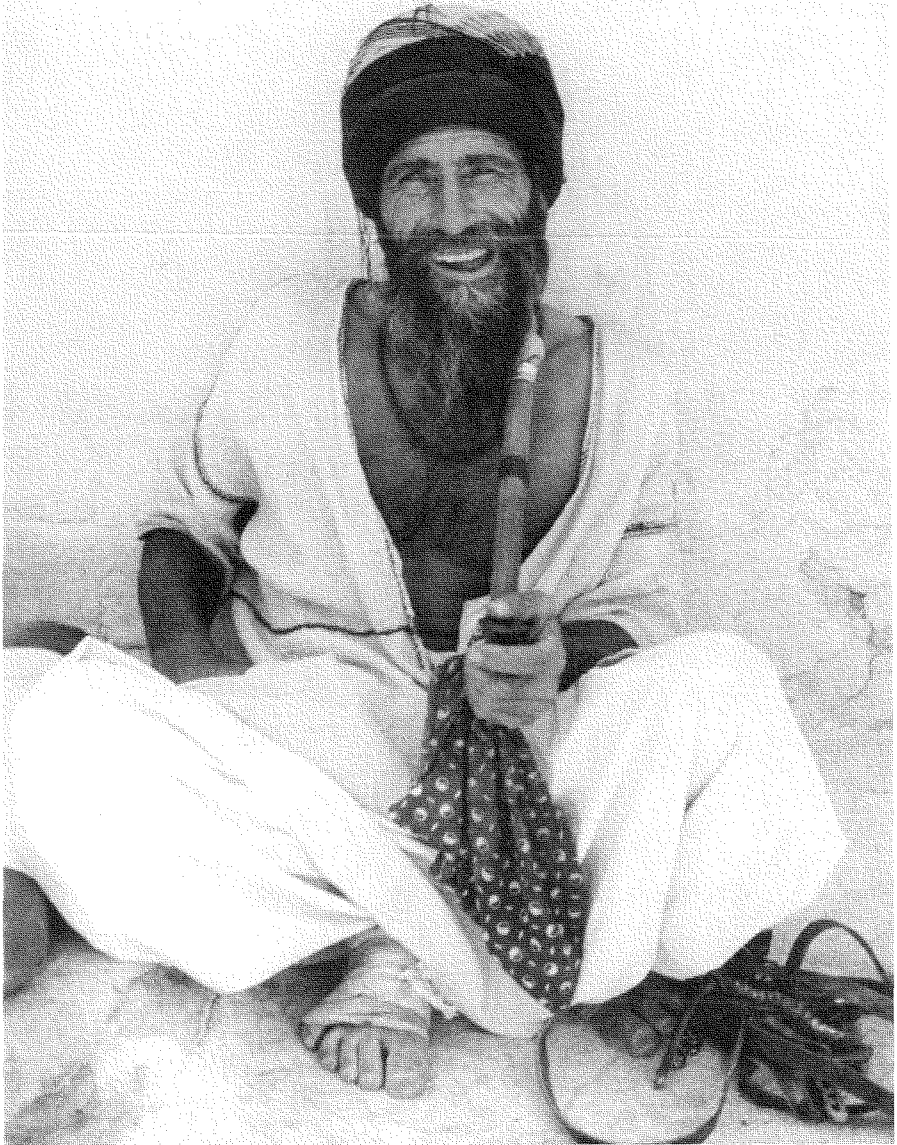


Abb. 6: Jazidi mit Tabakspfeife aus rotem Ton und aus buntem Tuch gefertigtem Tabaksbeutel

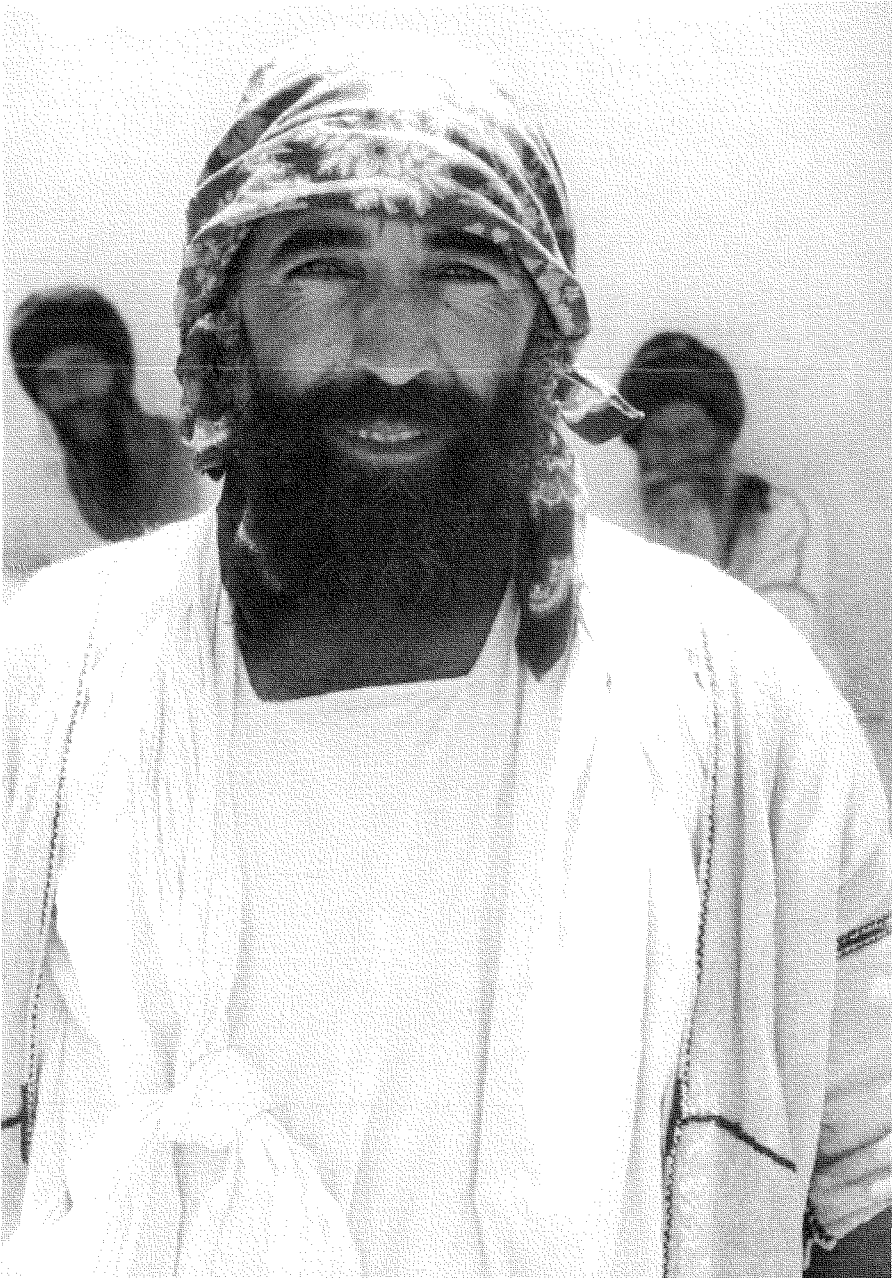


Abb. 7: Jebel Sinjar. Jazidi



Abb. 8: Jebel Sinjar. Jazidi



Abb. 9: Jebel Sinjar. Jazidi

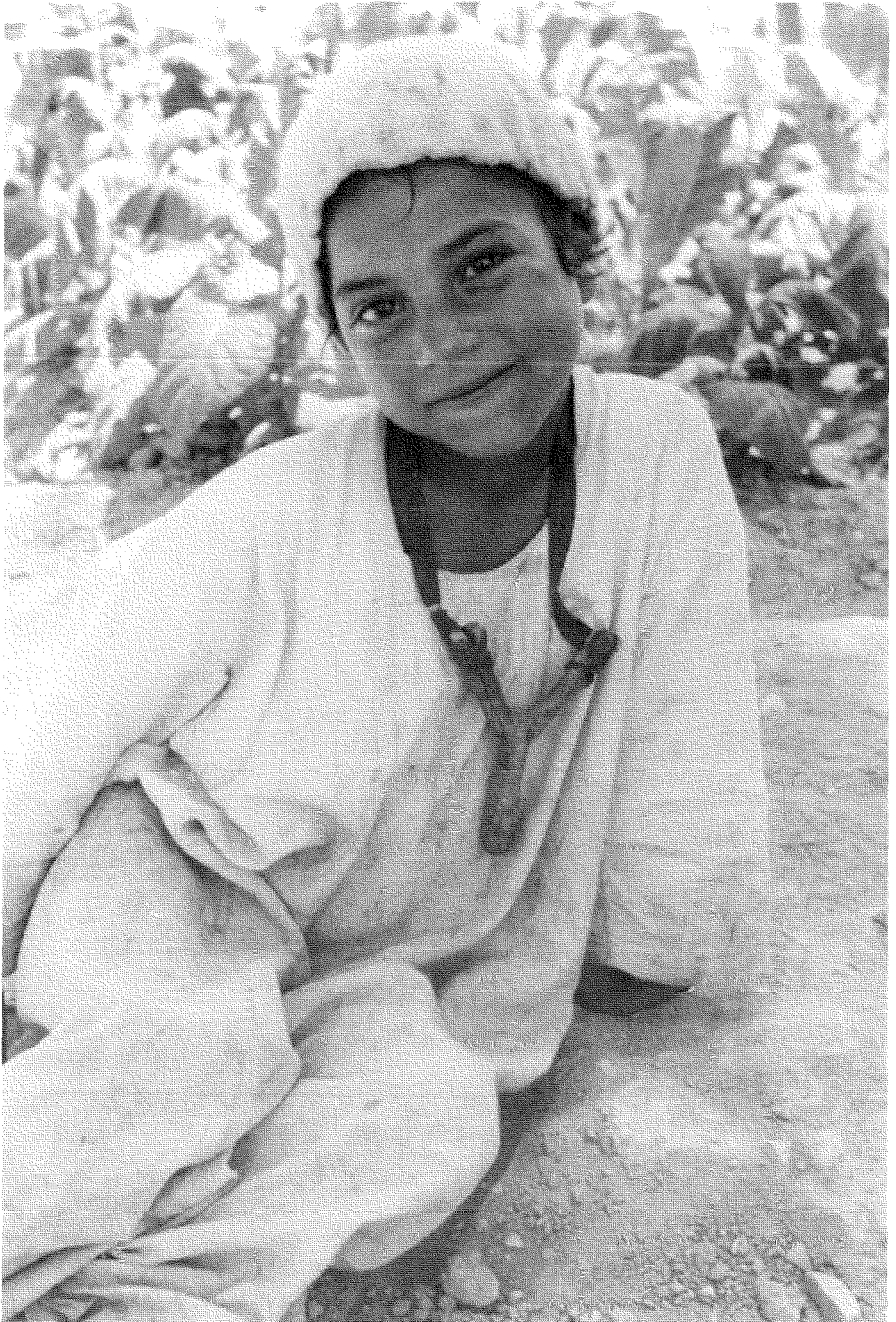


Abb. 10: Junge vor einem Tabakfeld mit Wollkappe und Steinschleuder



Abb. 11: Jazidi-Frau mit Kind. Auf dessen Kopftuch glitzernder Flitter zur Abwehr des bösen Blicks

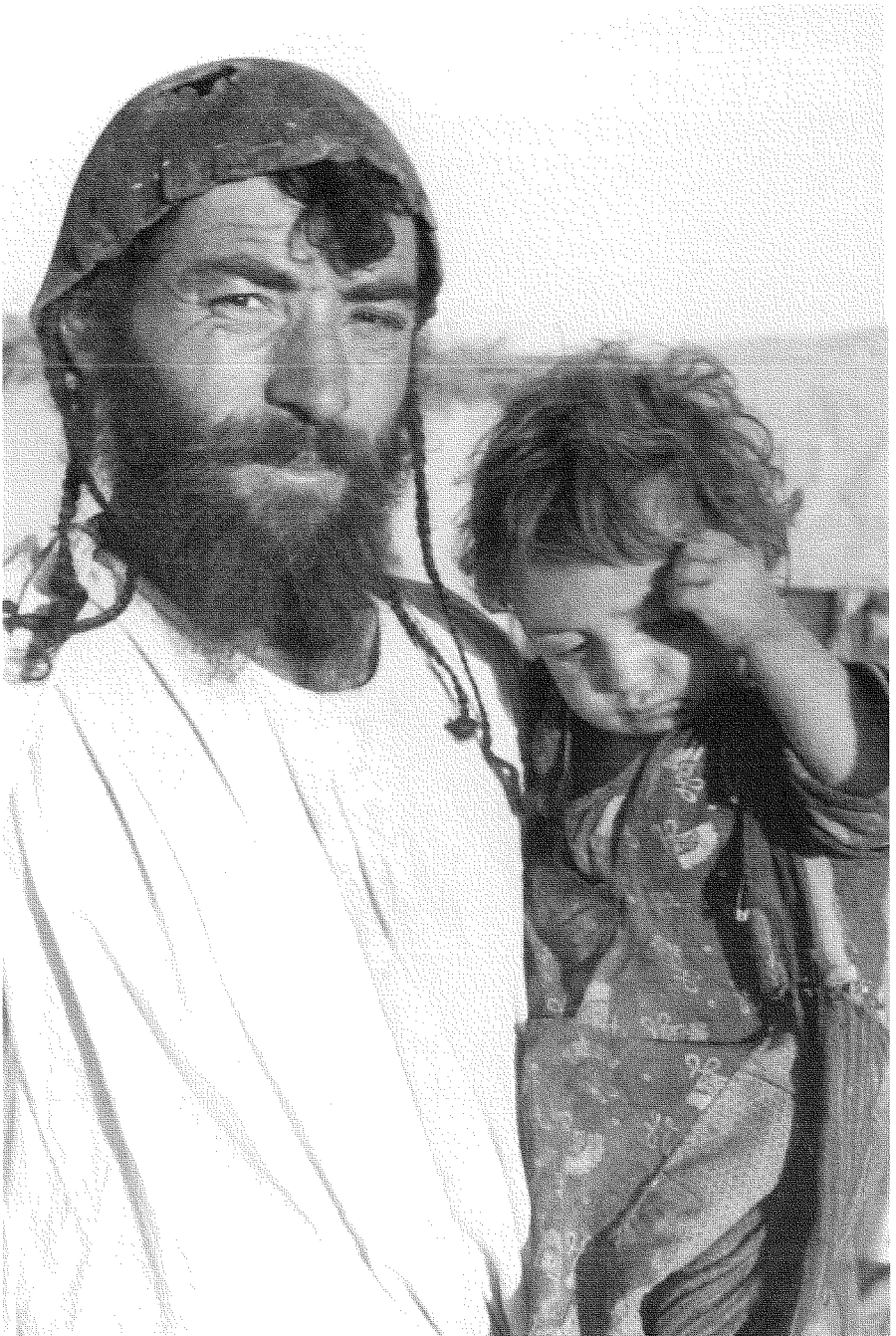


Abb. 12: Vater mit Kleinkind

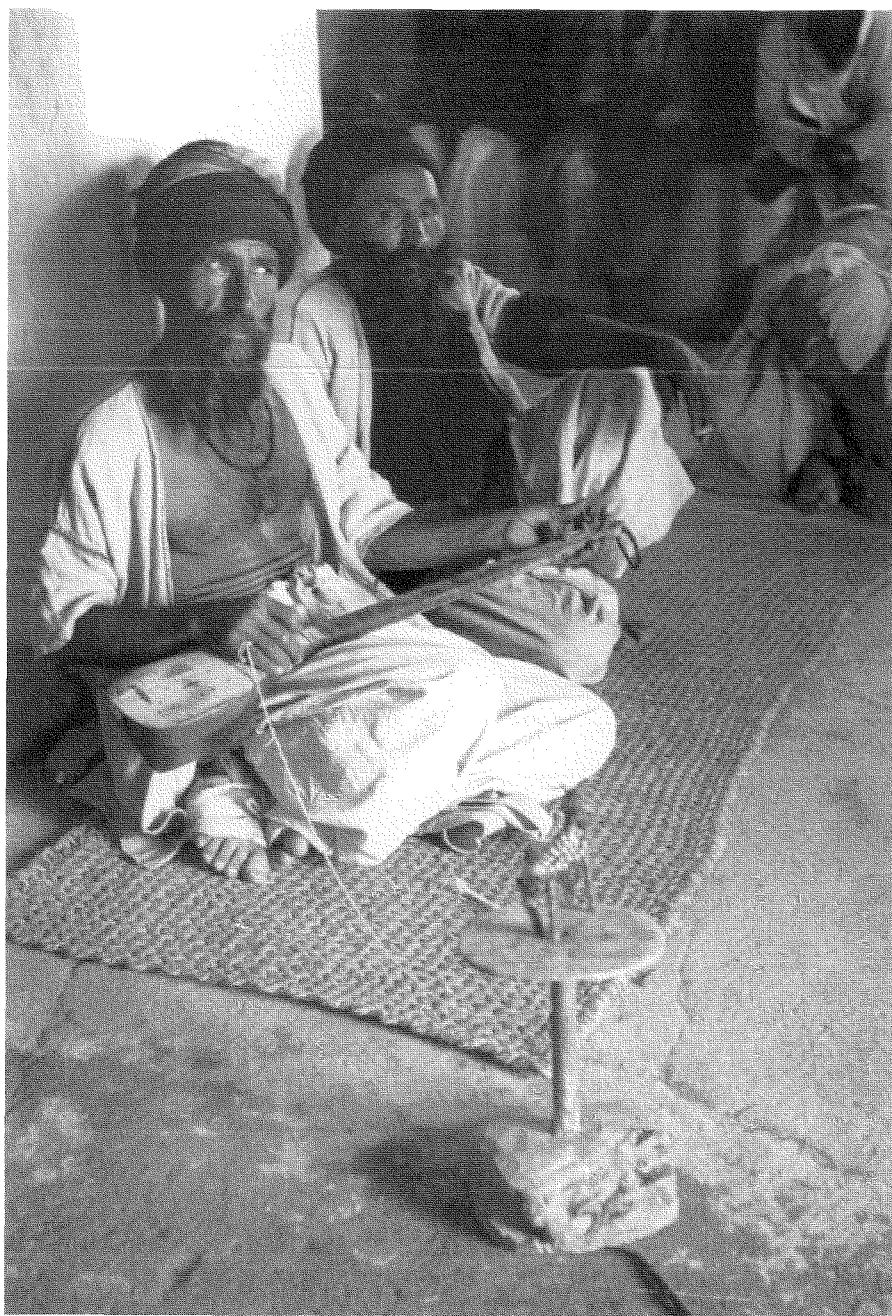


Abb. 13: Jebel Sinjar. Abendliches Musizieren. Die Ziege im Vordergrund wird durch eine Schnur zum Tanzen gebracht



Abb. 14: Jebel Sinjar. Kinder. Auf dem Brett ist eine kleine, aus Glasperlen gefertigte Ziege montiert

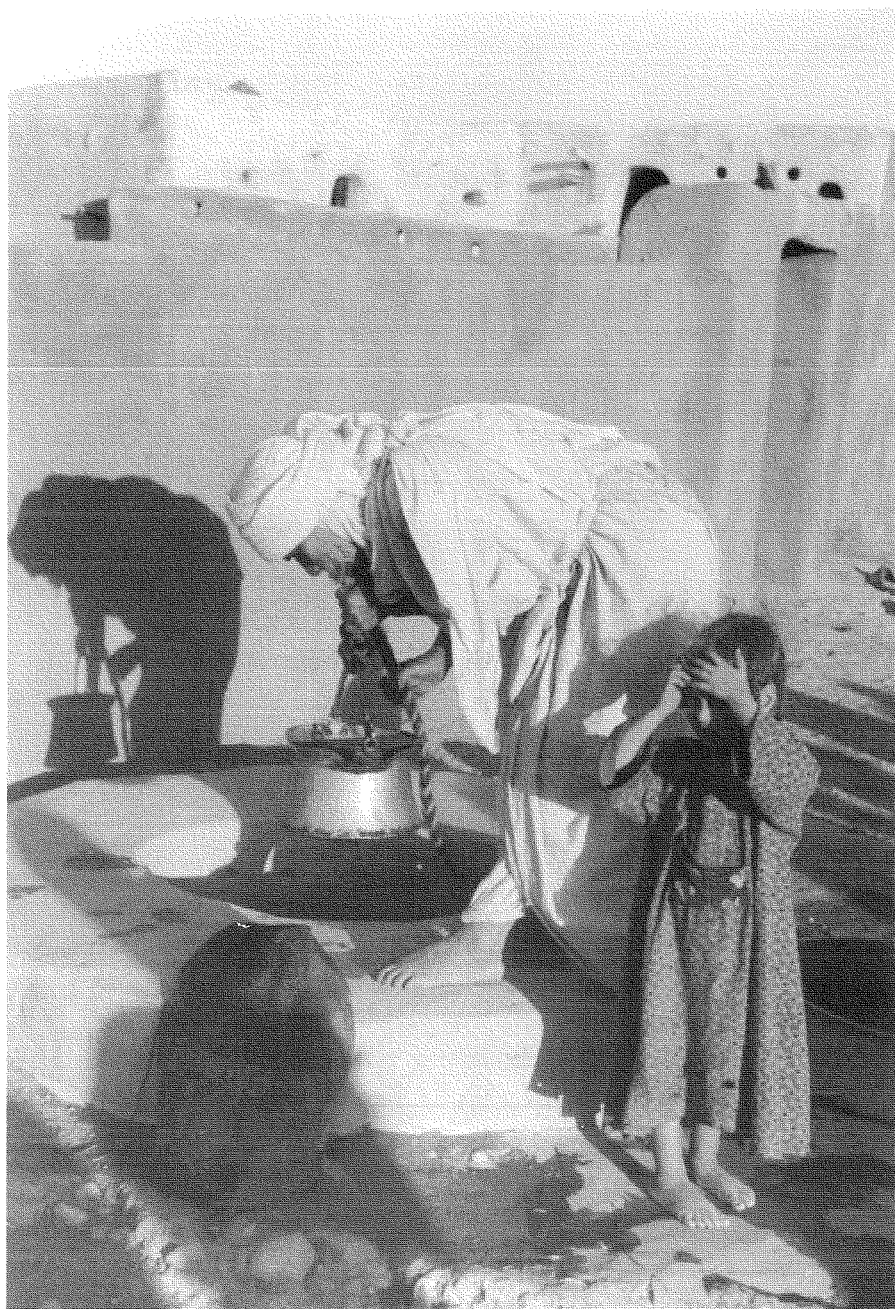


Abb. 15: Jebel Sinjar. Frau und Kind beim Wasserholen am Brunnen



Abb. 16: Jebel Sinjar. Am Gemeinschaftsbrunnen

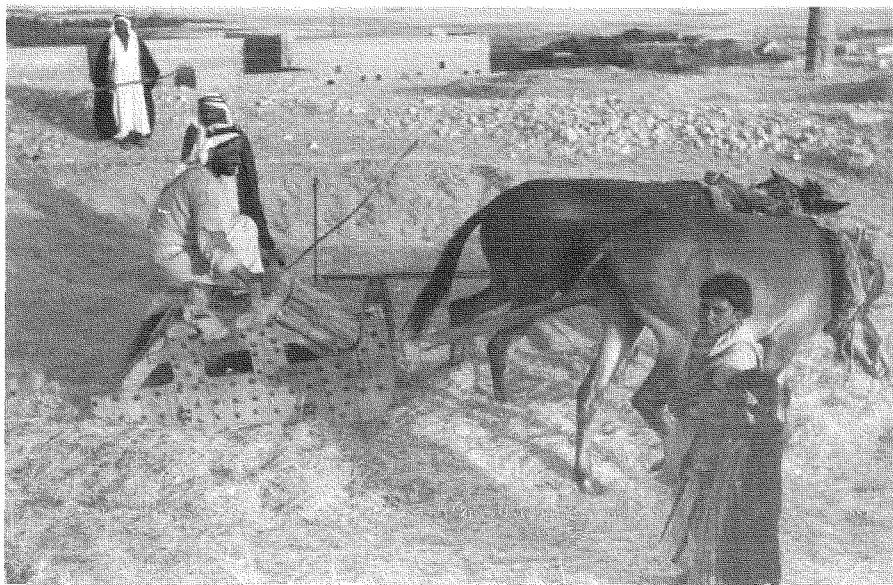


Abb. 17: Balad Sinjar. Von Maultieren gezogener Dreschschlitten

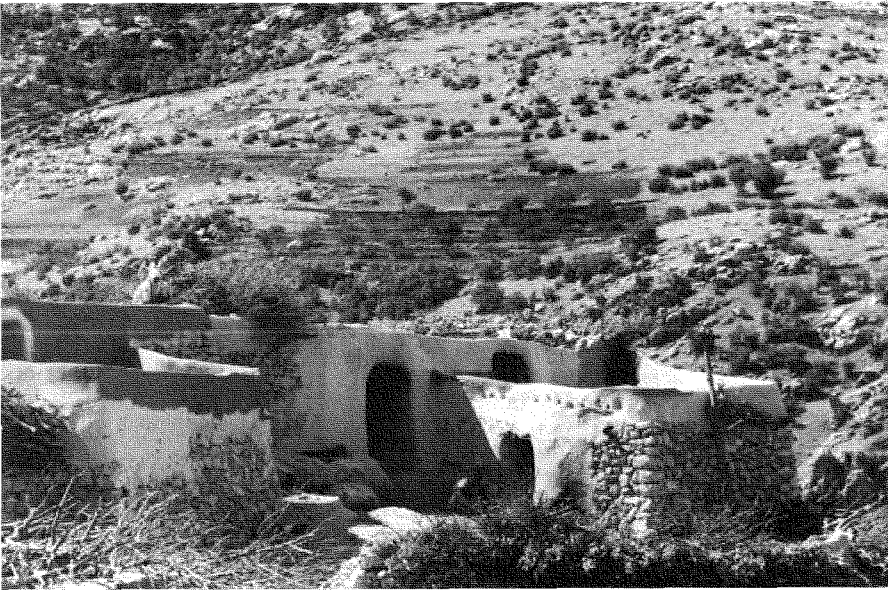


Abb. 18: Jebel Sinjar. Gehöft, oberhalb dahinter terrassierte Regenfelder



Abb. 19: Jebel Sinjar. Gehöft am Hang. Das sorgfältig gepflegte Flachdach dient als Arbeitsplatz für die Frauen und zum Trocknen der Vorräte

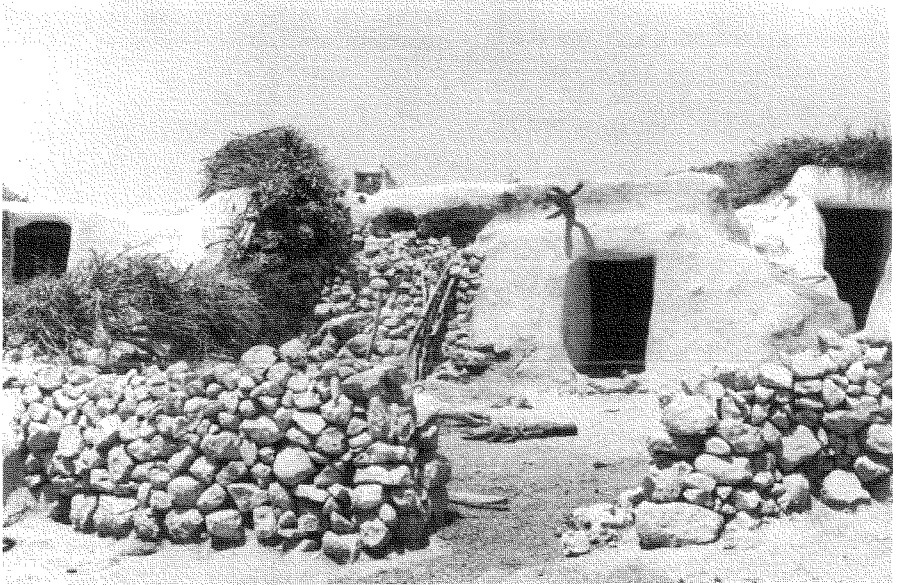


Abb. 20: Gehöft mit Wirtschaftshof



Abb. 21: Gehöft mit Eingangstrakt aus verputztem Bruchstein-Mauerwerk und Reisig auf dem Dach

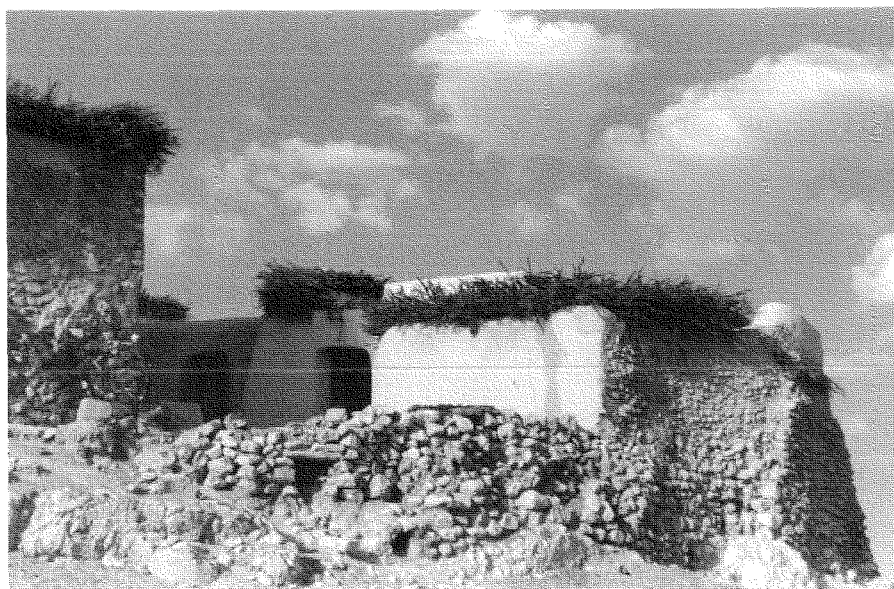


Abb. 22: Jebel Sinjar. Gehöft aus Bruchstein-Mauerwerk. Eingangstrakt sorgfältig verputzt



Abb. 23: Jebel Sinjar. Verputzter Hauseingang mit zum Trocknen ausgelegten Sieben



Abb. 24: Balad Sinjar. Verfallende Stadtmauern. Darüber Wohnhäuser aus Bruchstein-Mauerwerk

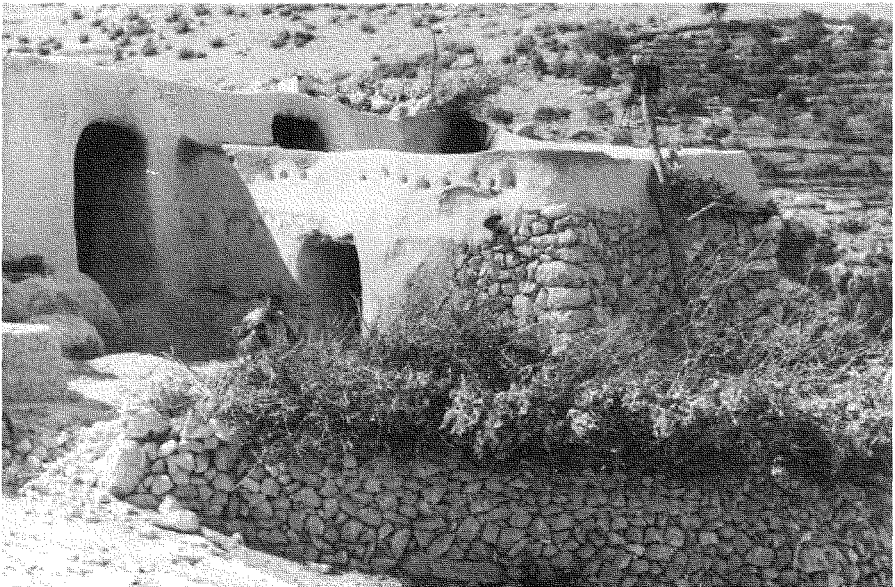


Abb. 25: Jebel Sinjar. Wohnhaus mit Nebengebäuden und Wirtschaftshof



Abb. 26: Grabstätte der Sittna Zeinab (13. Jh.) am Rande des Jebel Sinjar mit Blick auf die angrenzende Ackerebene



Abb. 27: Wohnviertel am Stadtrand von Balad Sinjar



Abb. 28: Balad Sinjar. Grabmoschee der Sittna Zeinab aus der Zeit des Badr al-din Lulu, Atabeg von Mosul (1233-1259)

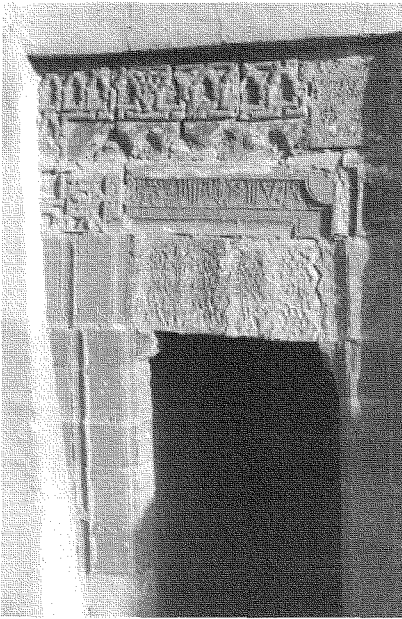


Abb. 29 a: Balad Sinjar. Seldschukisches Moscheeportal

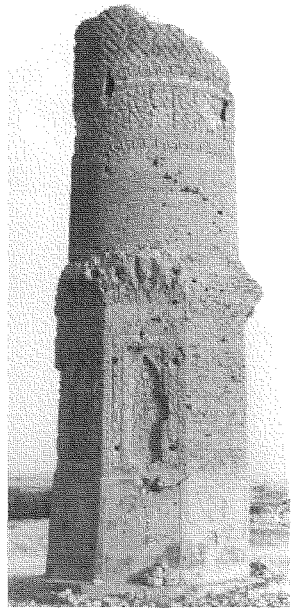


Abb. 29 b: Balad Sinjar. Selkdschukisches Minarett



Abb. 30: Jebel Sinjar. Baumhaine in einem flachen Hochtal oberhalb der bewässerten Flur

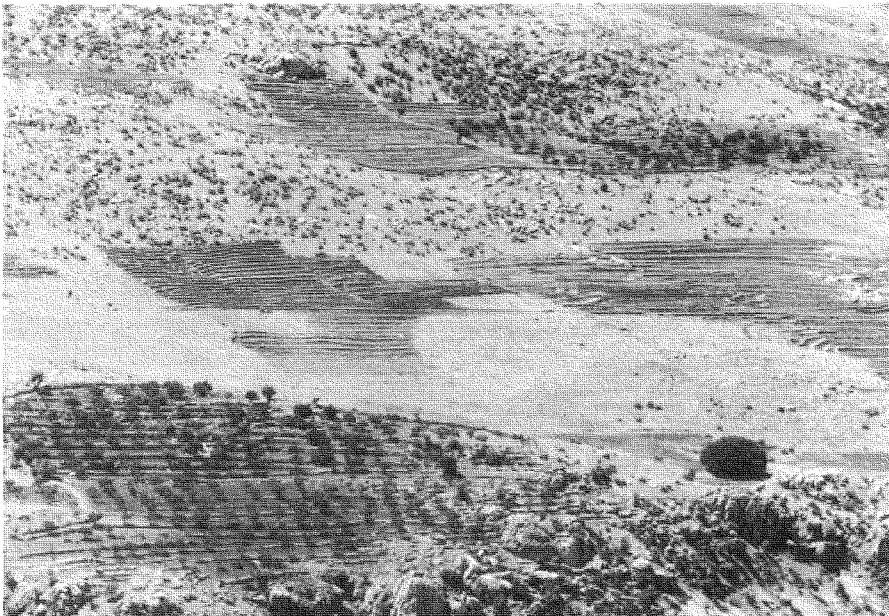


Abb. 31: Jebel Sinjar. Terrassierte Getreidefelder. Unterhalb terrasserter Baumhain, oberhalb natürliche Gehölzvegetation

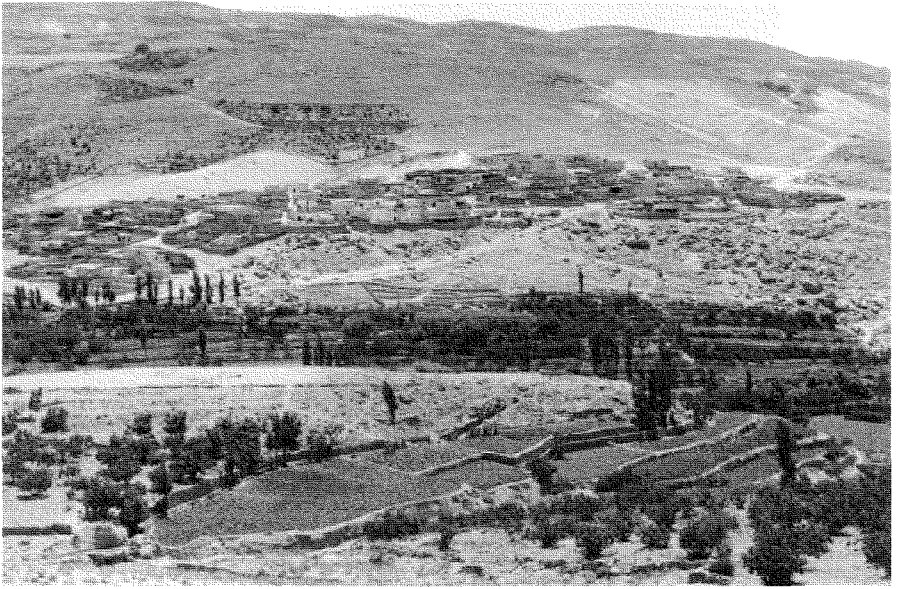


Abb. 32: Jebel Sinjar. Größeres Dorf oberhalb der bewässerten Tabakfelder. Noch weiter oberhalb Baumhaine und terrasierte Getreidefelder

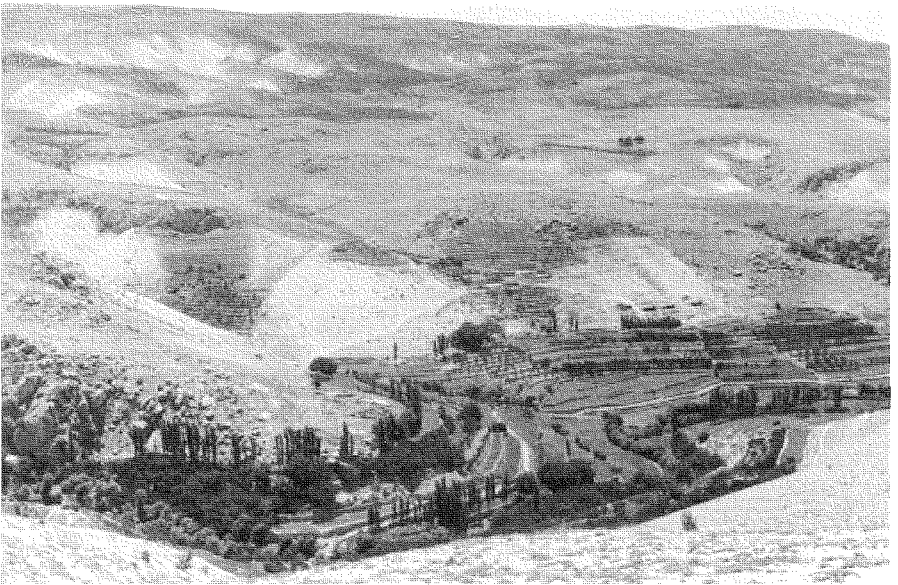


Abb. 33: Jebel Sinjar. Durch Bergbach und davon abgeleitete Kanäle bewässerte Tabakfelder mit Pappeln (Nutzholz)

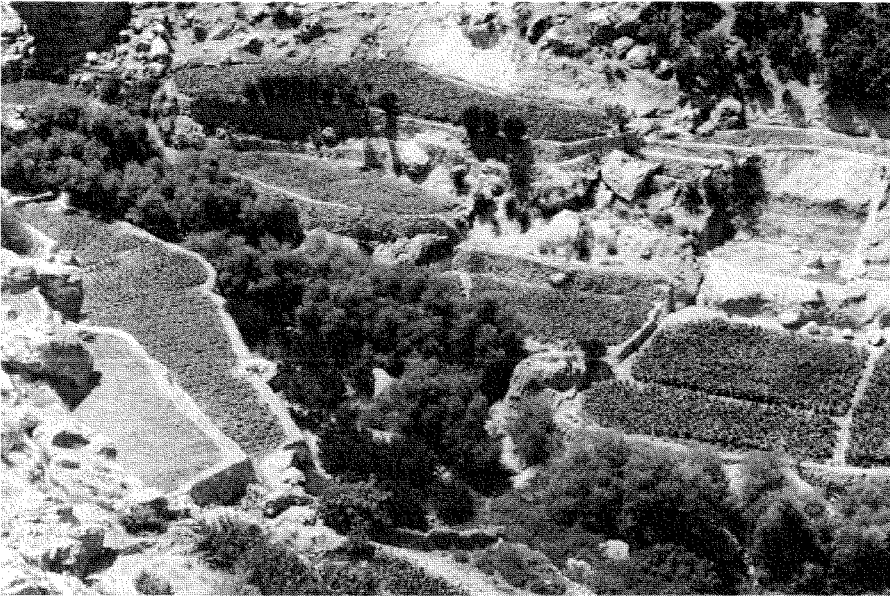


Abb. 34: Jebel Sinjar. Terrassierte und sorgfältig bewässerte Tabakfelder. Beidseits des Bachs natürliche Ufervegetation

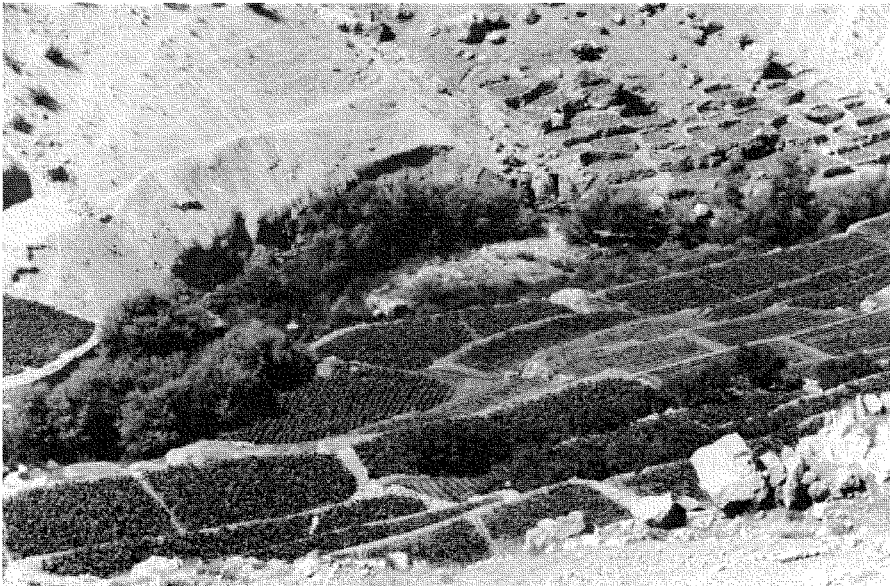


Abb. 35: Jebel Sinjar. Bewässerte Tabakflur im Talgrund. Am Hang rechts kleine Gemüseparzellen

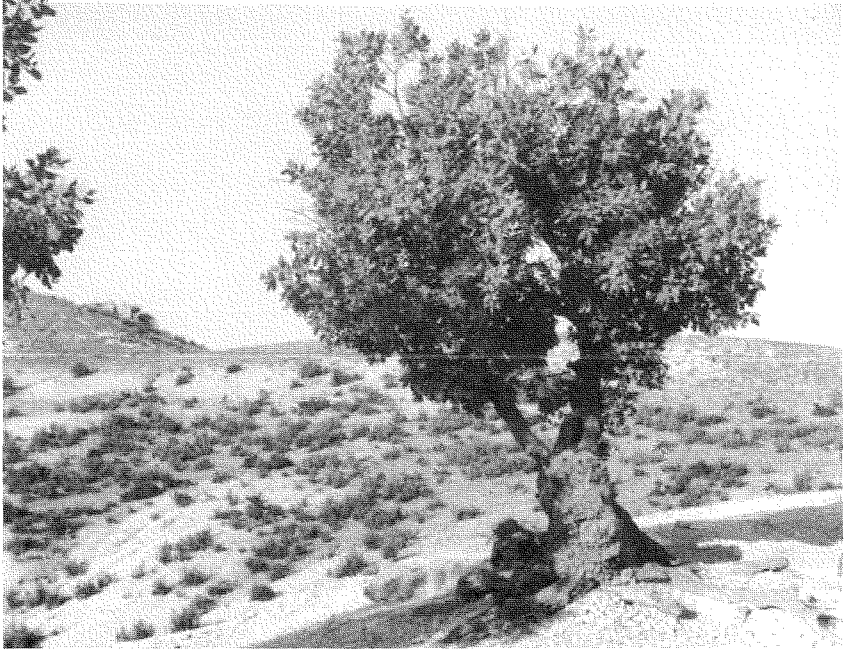


Abb. 36: Heiliger Baum bei einer Kultstätte im Höhenbereich der Sommerweiden

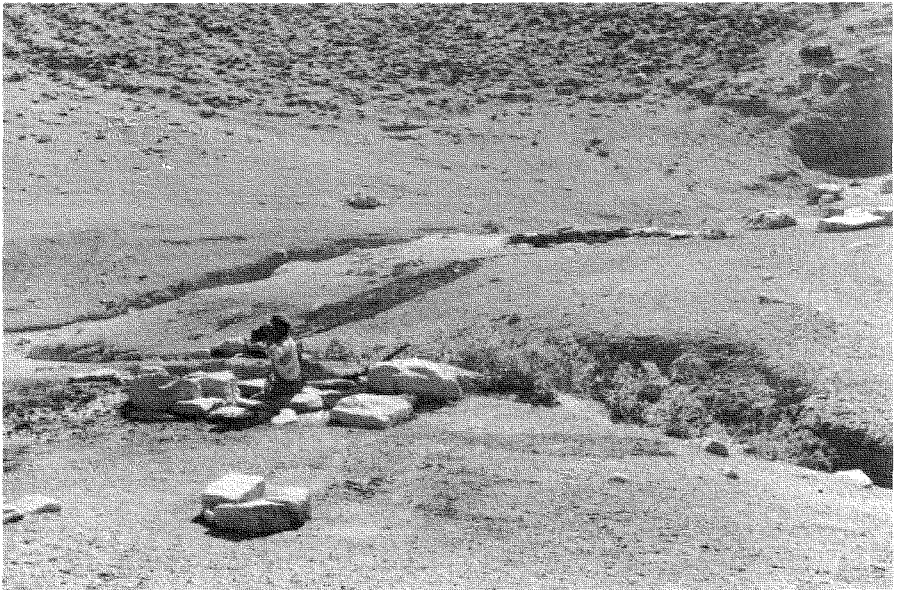


Abb. 37: Jebel Sinjar. Sorgfältig mit Steinplatten eingefasste Quelle



Abb. 38: Ziegenherden auf der Hochweide beim Tränken an einer Wasserstelle



Abb. 39: Sommerquartier in Laubdach-Hütten auf der Hochweide. Vor der Hütte ein Gestell zur Butterbereitung. Links eine Einfriedung für kranke und junge Tiere

